

Etienne Barilier	04	Blicke über den Genfersee Räumliche Nähe und nationale Unterschiede
Jean-François Rohrbasser und Jean-Bernard Mottet	08	Zwischen Rhône-Alpes und Arc Lémanique Eine Agglomeration als kulturelle Region
	11	Gastgeberin Lyon Vier Fragen an Patrice Béghain, Kulturbeauftragter der Stadt Lyon
Carine Bel im Gespräch mit Gilles Jobin	12	Im Spagat Ein Pas de deux in Annecy
Olivier Horner	14	An der Wiege des Chansons Westschweizer Liedermacher im frankophonen Raum
Joëlle Kuntz	18	Von Carouge nach Carouge Eine Reise durch innere und äussere Schranken
Beat Mazenauer	22	Im Reich der virtuellen Regionen Über die globale Nachbarschaft im Internet
Otfried Höffe	25	«Borderologie» Ein philosophisches Plädoyer für die Theorie und die Praxis der Grenzüberschreitung
		<i>Passagen Spezial:</i>
Roberto Induni		Fenster auf für «La belle voisine» Auf gute Nachbarschaft! Das Programm
Eric Jakob	29	Die Regio Basiliensis Chancen einer grenzüberschreitenden Kulturpolitik
Martin Zingg	34	Kleine Medaille für Monique Ein Portrait
Wolfgang Göckel	36	Von Lörrach bis Liestal Das Festival STIMMEN
Patricia Arnold	40	Hängende Gärten, Palmen und Eichenlaub Die Regio Insubrica
Andreas Bellasi	44	Wohnung im Bergell – Atelier im Valchiavenna Ein Passgang mit dem Künstler Bruno Ritter
Bernadette Conrad	48	Rund um den Bodensee Eine literarische Topographie
Roswitha Feger-Risch im Gespräch mit Ingo Ospelt	54	Bühnenwechsel Ein Kabarettist zwischen Liechtenstein und der Schweiz

Bild
Le Musée du Point de Vue
Jean-Daniel Berclaz

passagen
p a s s a g e s

44

Die Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia fördert Kunst und Kultur in der Schweiz, sie setzt sich für den kulturellen Austausch im Inland sowie mit dem Ausland ein. Mit ihrer Tätigkeit unterstützt sie eine kulturell vielseitige, zeitgenössische und offene Schweiz. Das Pro-Helvetia-Kulturmagazin *Passagen/Passages* erscheint dreimal pro Jahr in deutscher, französischer und englischer Sprache. Zu beziehen über die schweizerischen Auslandsvertretungen, das Centre culturel suisse, 32, rue des Francs-Bourgeois, 75003 Paris (nur für Frankreich), oder direkt beim Herausgeber: Pro Helvetia, Kommunikation, Postfach, CH-8024 Zürich, Tel. + 41 44 267 71 71, Fax + 41 44 267 71 06, E-mail: alangenbacher@prohelvetia.ch. In der Schweiz ist *Passagen* für sFr. 12.50 (Einzelnummer) oder im Jahresabonnement für sFr. 35.– erhältlich. (<http://www.prohelvetia.ch>).



Le Musée du Point de Vue, Jean-Daniel Berclaz

Le Musée du Point de Vue

«Das Museum der Ansichten» heisst ein Projekt, an welchem der Westschweizer Fotograf Jean-Daniel Berclaz schon längere Zeit arbeitet. Es handelt sich um ein Museum ohne Mauern, das anhand von Vernissagen in freier Natur das Panorama der jeweiligen Umgebung zum Kunstwerk erklärt. Die Besucher finden sich dabei in verschiedensten Landschaften als ready-mades ein. Jean-Daniel Berclaz'



Spiel mit unsichtbaren Übergängen zwischen Natur und Kultur wurde im Rahmen des Programmes «La belle voisine» im März 2007 in der Villa du parc, Centre d'art contemporain in Annemasse ausgestellt. *Passagen* zeigt Ausschnitte daraus und lädt damit zum optischen Gang durch versteckte und manifeste Grenzregionen ein.

Blicke über den Genfersee Räumliche Nähe und nationale Unterschiede

Etienne Barilier

Was bedeuten Grenzen in der Natur und was bedeuten sie für die Kultur? Fragen, mit denen man leicht ins Philosophieren gerät. Erst recht, wenn man sie dem Schriftsteller Etienne Barilier stellt – mit Ausblick auf eine der schönsten See- und Seelenlandschaften zwischen Frankreich und der Schweiz I

Ich habe das grosse Glück, jeden Morgen eine der schönsten Landschaften der Welt betrachten zu dürfen: den Genfersee an seiner breitesten Stelle, mit einem majestätischen, aber nicht erdrückenden Gipfelpanorama im Hintergrund. Im Laufe der Stunden, Tage und Jahreszeiten bringen diese Berge im Zusammenspiel mit See und Himmel unzählige Variationen von Licht, Raum und Zeit hervor. Jean-Jacques Rousseau hat in seinem Briefroman *Julie oder Die neue Héloïse* dieser Gegend ein präromantisches Denkmal gesetzt, und es erstaunt auch nicht, dass Tschaikowsky die wunderschöne Kantilene seines *Violinkonzerts* an den Gestaden von Montreux geschrieben hat. Die Landschaften der Schweiz hatten schon immer eine sehr inspirierende Wirkung.

Die Landschaften der Schweiz, sage ich – dabei ist das Bild, das sich mir von Lausanne aus bietet, gar kein schweizerisches. Der Dent d'Oche oder die Cornettes de Bise erheben sich auf französischem Staatsgebiet, und auch der See ist zur Hälfte französisch. Doch da darauf keine Zollhäuschen schwimmen, tue ich es unbewusst den Wolken und den Möwen gleich und ignoriere die unsichtbare Grenze, die den See in zwei Teile zu trennen behauptet. Schliesslich richten sich auch die Launen der Sonne und der Wolken nicht nach kartografischen Vorgaben, wenn sie den Verlauf von Licht und Schatten auf dem Wasser bestimmen. Streng genommen hätte ich anfangs schreiben müssen, dass der Genfersee und die Berge an seinen Ufern eine der schönsten *binationalen* Landschaften der Welt seien. Aber ist es nicht so, dass sich die Natur keinen Deut um Staatsgrenzen schert?

Von Lausanne nach Évian: Aber ganz so einfach ist es vielleicht doch nicht. Möglicherweise ist die Natur doch nicht völlig unabhängig von unseren Einteilungen und Kategorisierungen. Bevor wir aber auf diese Frage zurückkommen, wollen wir zunächst betrachten, was Grenzen für die *Kultur* bedeuten. Mit dem Schiff legen wir die zwölf Kilometer Süsswasser bis nach Frankreich zurück und steigen am Hafen von Évian aus. Wir gehen zu einem Kiosk (der hier allerdings nicht einfach nur «Kiosk», sondern «Maison de la Presse» heisst) und schauen uns um: kaum Schweizer Zeitungen, wenn überhaupt. Ähnlich sieht es in den Buchhandlungen aus: kaum Bücher von Schweizer Autoren, wenn überhaupt – auf jeden Fall nicht mehr und nicht weniger als auf den Champs-Élysées in Paris. Die kulturelle Schweiz existiert hier praktisch nicht. Und wenn man sich umdreht, stellt man fest, dass auch von der «natürlichen» Schweiz fast nichts mehr zu sehen ist: keine Berge, kaum ein höherer Hügel. Von hier aus klebt die zu gross geratene Stadt Lausanne wie ein Fleck auf der ohnehin wenig anmutigen Landschaft, und man kann sich nicht vorstellen, wieso Évian sie betrachten und einen Bezug zu ihr haben sollte. Natürlich reist jeden Morgen eine Schar Grenzgänger zur Arbeit in die Schweiz; aber es ist zu befürchten, dass für die französischen Nachbarn nur die wirtschaftliche Schweiz existiert. Darüber hinaus ist unser Land für sie kaum mehr als ein unbekannter Ort am Horizont.

Allerdings muss ich hier doch anmerken, dass Frankreich gegenüber der Schweiz nicht völlig abgeschottet ist und dass Évian, kulturell gesehen, doch nicht ganz so weit von Lausanne ent-

fernt ist wie Perpignan oder Le Havre. Der Beweis: Nach Évian wurde ich eines schönen Tages zu einer Lesung eingeladen – nach Le Havre oder Perpignan hingegen noch nie. Das savoyische Publikum empfing mich herzlich und mit einer Wärme, die bestimmt auf unsere geheimnisvolle nachbarschaftliche Beziehung zurückzuführen war... Trotzdem war ich hier, nur gerade zwölf Kilometer von meinem Wohnort, fast genauso exotisch und unbekannt, wie ich es im Rest Frankreichs gewesen wäre.

Politische Grenzen und kulturelle Barrieren: Eines ist sicher: Wenn nicht ein Wunder geschieht, werden in Évian erst dann Schweizer Zeitungen und insbesondere Schweizer Bücher zu kaufen sein, wenn dies auch in Paris der Fall ist. Die politischen Grenzen stellen für die Kultur sehr hohe Barrieren dar, oft bewehrt mit Stacheldraht aus Vorurteilen und einem furchterregenden Wall zum Schutz der nationalen politischen Traditionen. Ein weiteres Beispiel gefällig? Wie viele andere Westschweizer Autoren erhielt ich eines Tages den *Prix Alpes-Jura* – ein wahrhaft grenzüberschreitender Literaturpreis, könnte man meinen, der kulturelle Ausdruck einer natürlichen Gemeinschaft. Schliesslich gehören die Alpen und der Jura sowohl zur Schweiz als auch zu Frankreich... Doch leider sieht die Wirklichkeit etwas anders aus. Der Preis, der im Palais du Luxembourg in Paris verliehen wird, ist Teil einer ganzen Reihe von Auszeichnungen, mit denen frankophone Schriftsteller aus allen Teilen der Welt bedacht werden, sei es aus Afrika, Vietnam, dem Libanon oder Kanada. Man kann sich dabei des Eindrucks nicht erwehren, dass Frankreich mit diesen Preisen eine gönnerhafte Zuneigung gegenüber seinen ehemaligen Kolonien an den Tag legt. Und zu diesen Kolonien gehörte schliesslich einst auch die Schweiz – oder war die Helvetische Republik etwa nicht Napoleons Idee?

Es ist nicht meine Absicht, mich hier über ein grossartiges Land lustig zu machen, ohne dessen Einfluss die französische Schweiz auf kultureller Ebene nicht viel zu bieten hätte. Ich will nur festhalten, dass der *Prix Alpes-Jura*, so ehrenvoll er an sich auch sein mag, wenig mit «grenzüberschreitender Kultur» zu tun hat. Er ist nur eine der Auszeichnungen, mit denen Paris, oft sehr grosszügig, Vertreter der französischen Kultur auf der ganzen Welt ehrt. Paradoxerweise macht dieser Preis aus der Schweiz einen ebenso weit von Frankreich entfernten Ort wie Quebec oder Benin. Es ist eben eine Tatsache: Die Gliederung der kulturellen Welt wird stärker von der Welt der Politik als von jener der Natur geprägt.

Natürlich ist Frankreich ein Sonderfall: Das Land der Jakobiner ist stärker zentralisiert als jeder andere europäische Staat, und trotz ähnlicher geografischer Distanz liegen sich St. Gallen und Kon-

stanz deutlich näher als Lausanne und Évian. Dennoch gilt, auch in unseren Beziehungen zu Deutschland, Österreich oder Italien, dass räumliche Nähe nicht automatisch ausreicht, um nationale Unterschiede zu überwinden. Die Natur ist niemals stärker als die Politik.

Deutung und Bedeutung der Landschaft: Aber könnte es nicht sein, dass die Natur selbst, beziehungsweise das, was wir als Natur bezeichnen, auch schon politisch oder zumindest kulturell ist? Denn auch die Landschaften selbst verändern von einem Land zum andern ihr Gesicht. Auf dieselbe Gebirgskette oder denselben Berg können, von Frankreich oder von der Schweiz aus gesehen, ganz unterschiedliche Sorgen und Ideale projiziert werden. Es ist nicht nur die Wahrheit, die sich dies- und jenseits der Pyrenäen unterscheidet, wie es in einem berühmten Diktum von Blaise Pascal heisst; auch die Pyrenäen selbst präsentieren sich anders, je nachdem, ob man sie von Frankreich oder von Spanien aus ansieht. Wie die Alpen oder der Jura sind sie von unseren Sichtweisen und Empfindungen geprägt und verändern ihr Aussehen, wenn der Betrachter die Grenze zwischen zwei Staaten überschreitet. Die Gletscher der Alpen bieten sowohl in der Schweiz als auch in Frankreich einen erhabenen Anblick, aber es ist nicht die gleiche Erhabenheit: Die Schweizer Gipfel strahlen Fleiss und Tugend aus; die französischen Gipfel Selbstbewusstsein und Stärke. Für die Schweiz bedeuten die Alpen Freiheit und Schutz; für Frankreich sind sie das Hindernis, das Napoleon überwand. «*Jede Landschaft ist ein Zustand der Seele*», hat Amiel richtig festgestellt. Aber ausserdem sind Landschaften auch nationale Visionen und sogar nationale Güter. Die Grenze, die mitten durch den Genfersee verläuft, mag unsichtbar sein – sie ist deswegen aber nicht weniger real, und sie ist schwer zu überwinden.

Ökonomie des Geistes: Nichtsdestotrotz und glücklicherweise ist das schwer Überwindbare nicht unüberwindbar. Aus diesem Grund ist das Leben an einer Grenze gleichzeitig ein Privileg und eine grosse Verantwortung. Die Bewohner dieser Regionen befinden sich, wie es in der Fachsprache heisst, an der «Schnittstelle» zweier Welten. Sie sind, vielleicht in höherem Masse als alle anderen Menschen, aufgefordert, sich der sie umgebenden Realität bewusst zu werden und auf sie zu reagieren. Gerade weil sie an der Grenze leben, haben sie eine Verpflichtung, sie zu überschreiten.

Und ist dieses Überschreiten nicht die kulturelle Handlung schlechthin? Keine Entwicklung, keine Entdeckung, keine Öffnung des Geistes ist denkbar, ohne dass dafür Grenzen überschritten werden, welcher Art sie auch sein mögen. Hat man die Unterschiedlichkeit des Anderen erst einmal



Le Musée du Point de Vue, Jean-Daniel Berclaz

erkannt, so muss man sich, um sich selbst und ihn zu bereichern, mit ihm *austauschen*. Paul Valéry beschrieb Europa, als er die ausserordentliche kulturelle Vitalität des Kontinents untersuchte, als Produkt des «Austauschs aller geistigen und materiellen Dinge». Er sprach in diesem Zusammenhang sogar von einer «Ökonomie des Geistes», eben weil der Geist vom Austausch lebt und durch ihn bereichert wird. Unsere Vorfahren hätten, meinte Valéry, nicht nur mit Waren gehandelt, sondern auch mit «Überzeugungen, Sprachen, Sitten und technischen Errungenschaften». Der Austausch ist der Kern des Geistes, ja der Kern des Lebens. Er setzt Unterschiede und damit Grenzen voraus,

die überschritten werden wollen. Kultur ist immer Austausch, und jeder Austausch ist grenzüberschreitend.

Wenn es keine Grenzen gäbe, müsste man sie erfinden – im Interesse des Geistes und einer lebendigen Kultur. Wenn ich am Morgen die Savoyer Berge auf der anderen Seeseite bewundere, habe ich den Eindruck, dass zwischen ihnen und mir ein Austausch stattfindet, als ob sich zwei Menschen ansehen würden. Mitten im Genfersee liegt die Grenze zu Frankreich, und auch wenn sie unsichtbar ist, so teilt sie doch insgeheim die sanften und feinen französischen Wellen von den arglosen und ernsthaften schweizerischen Wellen. Aber ist



es nicht das Wissen um diese unsichtbare Unterscheidung, das Wissen um die kulturellen Nuancen, mit denen der Mensch die Natur bereichert, das uns leben und schöpferisch tätig sein lässt? Hier ist der See wie ein Gemälde von Bocion; dort drüben ist er wie eines von Corot. Ich möchte weder auf das eine noch auf das andere Bild verzichten müssen. ─

Aus dem Französischen von Reto Gustin

Der Schriftsteller und Essayist Etienne Barilier, geboren 1947, hat rund vierzig Romane (*Le Chien Tristan*, *La Créature*, *Le dixième ciel*, *L'Énigme ...*) und Essays verfasst. Zwei seiner Essays sind musikalischen Themen gewidmet (*Alban Berg* und *B-A-C-H*). Andere befassen sich mit Literatur, Philosophie oder Politik, insbesondere mit Europa. Dies gilt auch für *Contre le nouvel obscurantisme* (Europäischer Essaypreis 1995), das in deutscher Übersetzung erschienen ist (*Gegen den neuen Obskurantismus*, Suhrkamp 1999). Auch *Nous autres civilisations ...* (2004) und *La Chute dans le Bien* (2006) befassen sich mit dem Schicksal des kulturellen Europas.

Zwischen Rhône-Alpes und Arc Lémanique

Eine Agglomeration als kulturelle Region

Jean-François Rohrbasser und

Jean-Bernard Mottet

Eine grenzüberschreitende Region lässt sich nicht ausschliesslich auf der Basis gemeinsamer wirtschaftlicher Werte aufbauen. Zur guten Nachbarschaft gehört auch die gemeinsame Suche nach kultureller Identität. Die im Rahmen des Pro-Helvetia-Programms «La belle voisine» entstehenden kulturellen Partnerschaften könnten dabei zukunftsweisend sein. Zwei Zwischenberichte aus den Städten Genf und Lyon I

La belle voisine ist ein Kunst- und Kulturprogramm, das die Region Rhône-Alpes und insbesondere ihre Hauptstadt Lyon in den Fokus der Aufmerksamkeit stellen will. Zur Zeit wirken zahlreiche Schweizer Künstler daran mit, bevor in einer späteren Phase ihre französischen Berufskollegen in unserem Land Gastrecht erhalten werden. Für Genf sind Kollaborations- und Partnerschaftsinitiativen mit Lyon und vor allem mit den Nachbargemeinden im französischen Grenzgebiet schon längst eine Realität. Tatsächlich haben sich

die grenzüberschreitenden Verbindungen stetig vervielfacht im Zuge der kontinuierlichen Entwicklung einer Region, in der eine wachsende Zahl von französischen Bürgern in Genf oder im Genferseebecken erwerbstätig sind, während immer mehr Genfer von den Erleichterungen und Vorteilen profitieren, die der grosse europäische Nachbar vor allem im Finanz- und Immobiliensektor zu bieten hat. Eigentlich handelt es sich kaum mehr um eine richtige Grenze, weshalb man heute davon spricht,



Le Musée du Point de Vue, Jean-Daniel Berclaz

die Agglomeration Genf-Waadt-Frankreich, ein Siedlungsgebiet mit fast 700'000 Einwohnern, gemeinsam aufzubauen. Das Konzept wurde zunächst im Hinblick auf die Raum- und Verkehrsplanung beschlossen, um die dringendsten Bedürfnisse abzudecken. Aber die Auswirkungen einer solchen grenzquerenden Durchlässigkeit gehen weit über diese Bereiche hinaus und betreffen alle Leistungen, die zur Verbesserung der Lebensqualität einer Bevölkerung beitragen. Vor diesem Hintergrund müssen wir *La belle voisine* sehen.

Zweck dieses Programms, das ursprünglich von den Ministerialbehörden der beiden Länder ins Leben gerufen wurde, ist es, die Bedeutung der regionalen und lokalen Instanzen für die Schaffung grenzüberschreitender kultureller Austausche hervorzuheben. Man könnte auch sagen, dass sich das Programm als notwendige und paradoxe Be-

stätigung des aktuellen Globalisierungsprozesses und der Schaffung von politischen Gebilden auf kontinentaler Ebene versteht.

Für Genf stellt *La belle voisine* eine Gelegenheit dar, die kulturelle Dimension des im Gang befindlichen Aufbaus der Agglomeration und der Region herauszuarbeiten. Diese Initiative besitzt somit symbolischen Charakter. Sie steht für den Willen der engen Nachbarn, eine gemeinsame grenzüberschreitende kulturelle Identität anzuerkennen. Man kann auch einen glücklichen Zufall darin sehen, dass sie just in dem Moment ergriffen wurde, als der Bund die grossen Schweizer Städte einlud, sich über das Konzept der Agglomeration Gedanken zu machen und entsprechende Projekte einzureichen.

Das Projekt ist auch darum interessant, weil Frankreich kürzlich Genf als eine seiner zwölf potenziellen Metropolen bezeichnet hat. Weit ent-



fernt davon, darin ein Erinnerungszeichen an vergangene Annexionswünsche zu sehen, zeigen sich die Genfer für die Ehre empfänglich, die ihnen damit erwiesen wird – und für die Verpflichtung, die ihnen daraus erwächst. Vor allem aber beginnen sie den Gedanken zu akzeptieren, dass diese Bezeichnung der gelebten Wirklichkeit entspricht. Andere Schweizer Städte wie Basel oder Chiasso erleben ihre Situation mit ihren engen deutschen und italienischen Nachbarn gewiss sehr ähnlich.

Partnerschaften und Projekte: Eine Agglomeration oder Region lässt sich nicht ausschliesslich auf der Basis wirtschaftlicher und finanzieller Werte aufbauen. Aus diesem Grunde bestanden die französischen Partner Genfs darauf, die laufenden, von den Behörden beidseits der Grenze in gegenseitiger Abstimmung verfolgten Aktivitäten durch die kulturelle Dimension zu vertiefen. Dieses Ziel kann aber weder durch ein blosses Dekret noch durch die wohlwollende Aufmerksamkeit der zuständigen Politiker allein erreicht werden. Der Erfolg hängt effektiv vom «Terrain», d.h. von den Bedürfnissen und Erwartungen sowohl der Bevölkerung als auch der Künstler und Kulturschaffenden ab. Der Integrationsprozess bedingt zunächst, dass sich auf dieser Ebene ein Dialog entspinnt, um Austausch und Partnerschaften zu organisieren und in einer zweiten Phase gemeinsame Projekte zu verwirklichen. Dieser Prozess ist effektiv bereits seit mehreren Jahren im Gang. Im Bereich des Buches haben sich die Bibliotheken der Grenzregion aufgrund einer Konvention zusammengeschlossen, die allen Mitgliedern überall freien Zugang gewährt. Aus dieser Partnerschaft ging auch die Initiative *Lettres frontière* hervor, die Begegnungen zwischen Schriftstellern und Verlegern aus der französischen Schweiz bzw. der Region Rhône-Alpes veranstaltet.

Im Theaterbereich verfolgt das Projekt *Colporteurs* die Absicht, die Zuschauer rund um den Genfersee reisen zu lassen. Mehrere Festivals wollen das Theaterpublikum diesseits und jenseits der Grenze anziehen: *La Bâtie – festival de Genève*, dessen Spielorte seit über zehn Jahren bis Annemasse, Divonne oder Ferney-Voltaire reichen, das von der Haute-Savoie aus organisierte Festival *Dansez* (zeitgenössischer Tanz) oder *Jazz-ContreBand*, das von schweizerischen und französischen Vereinigungen gemeinsam programmiert wird. Eine andere originelle Initiative besteht darin, dass mehrere Vereinigungen und Institutionen ihre Programme koordinieren, gemeinsam Werbung machen und allen Inhabern des *Pass-danse*-Abos preisermässigte Plätze anbieten. Dies ermöglicht es einem grenzüberschreitenden Publikum, jedes Jahr Dutzende von Produktionen und Aufführungen im Bereich des zeitgenössischen Tanzes zu sehen.

Von der Idee zur kulturpolitischen Konzeption:

Alle diese Projekte werden von Gemeinden und Regionen unterstützt. Gleichzeitig werden sie aber auch von institutionellen Körperschaften wie z.B. dem Comité régional franco-genevois oder dem Conseil du Léman gefördert, deren unauffälliges, aber sehr reales Wirken viel zum Gedeihen dieser Austausch beigetragen hat.

Heute stützt sich das Programm *La belle voisine* weitgehend auf Kulturveranstalter ab, die einander kennen und seit Jahren zusammenarbeiten. Dass Pro Helvetia im wesentlichen seine Organisation übernommen hat, wird als Anerkennung eines grenzüberschreitenden Integrationsprozesses und Engagements für die Zukunft gewertet.

La belle voisine ist bekanntlich ein punktuell Projekt. Die Idee der Agglomeration oder Grenzregion wird sich aber nur materialisieren können, wenn die Partnerschaft im Zeichen einer gemeinsam akzeptierten kulturpolitischen Konzeption einen dauerhaften formellen Rahmen erhält.

Die künftigen Etappen zeichnen sich bereits am Horizont ab. So wird eine Arbeitsgruppe noch dieses Jahr einen «Atlas» der Kultureinrichtungen und Kulturschaffenden erstellen. Gleichzeitig wird die Gruppe für kulturelle Abstimmung, der Kanton und Stadt Genf sowie ein Dutzend Gemeinden angehören und in welcher gemeinsame Probleme und Projekte von regionaler Bedeutung besprochen werden, Vertreter der französischen Nachbargemeinden aufnehmen. Denn eine entscheidende Frage ist die, welche Kultureinrichtungen im betreffenden Bevölkerungsraum erstellt werden sollen. Genf möchte gerade dann ein neues Theater bauen, wenn Annemasse, seine enge Nachbarin, sich Gedanken über eine Neugestaltung ihres Stadtzentrums macht und die Errichtung einer Kulturstätte plant. Läge es nicht im Interesse aller Beteiligten, diese Projekte koordiniert auszuarbeiten? Es besteht aber durchaus Anlass zur Hoffnung. Etwa in Anbetracht der Tatsache, dass die Stadt Genf einen Partnerschaftsvertrag im Rahmen der Kandidatur Lyons als europäische Kulturhauptstadt unterzeichnet hat. Statt mit einer *belle voisine* in einen Wettstreit zu treten, wird man sich also an ihrer Seite engagieren, um gemeinsam auf das Ziel der grenzüberschreitenden Konstruktion hinzuarbeiten...

Im Augenblick bleibt uns nur zu wünschen, dass das starke Signal, das Pro Helvetia gesetzt hat, von den schweizerischen und französischen Behörden und den zuständigen lokalen Instanzen wahrgenommen und weitergetragen wird. Auf dass das Symbol von heute zur Wirklichkeit von morgen werde! ─

Aus dem Französischen von Ernst Grell

Jean-François Rohrbasser ist Kulturbeauftragter (Conseiller culturel) und Jean-Bernard Mottet Informationsbeauftragter (Conseiller en information) der Stadt Genf.

Gastgeberin Lyon

Vier Fragen an Patrice Béghain, Kulturbeauftragter der Stadt Lyon

Passagen: Das zeitgenössische Schweizer Kunstschaffen präsentiert sich Anfang 2007 drei Monate lang in Lyon und in der Region Rhône-Alpes. Was halten Sie von diesem Projekt?

Patrice Béghain: Ich freue mich natürlich sehr darüber! Als vor etwas mehr als zwei Jahren das Schweizer Generalkonsulat in Lyon und die Schweizer Botschaft in Paris mit dieser Idee auf uns zukamen, waren wir sofort Feuer und Flamme – vor allem, weil es viele offenkundige Gemeinsamkeiten zwischen Lyon/Rhône-Alpes und der Schweiz gibt. Zudem finde ich es sehr interessant, dass sich die kulturellen Institutionen Lyons, die oft Künstler aus der ganzen Welt zu Gast haben, gegenüber ihren direkten Nachbarn öffnen und das zeitgenössische Schweizer Kunstschaffen besser kennenlernen wollen.

Solche Kontakte, insbesondere zwischen Rhône-Alpes und dem Arc Lémanique zwischen Genf und Lausanne, bestehen schon seit längerer Zeit. Was kann «La belle voisine» hier zusätzlich leisten?

Das Programm ermöglicht uns, sozusagen einen Gang höher zu schalten. Einem Nachbarn wenden wir uns normalerweise nicht spontan zu, weil wir glauben, dass wir ihn eigentlich schon gut kennen. *La belle voisine* zeigt uns auf, wieviel der Nachbar tatsächlich zu bieten hat. Wir gehen damit über die blosse Pflege guter Nachbarschaft hinaus und nehmen einen echten Austausch auf. Des weiteren passt *La belle voisine* hervorragend zum Streben der Stadt Lyon nach Offenheit gegenüber der Welt und vor allem gegenüber Europa. Zudem kandidiert Lyon als Europäische Kulturhauptstadt 2013 und plant auch vor diesem Hintergrund weitere Kooperationen mit der Schweiz, insbesondere mit unseren Freunden aus Genf.

Wie haben Sie den Start von «La belle voisine» erlebt?

Ich bin gegenüber diplomatischen Initiativen im Kulturbereich gewöhnlicherweise etwas misstrauisch. Oft handelt es sich dabei nur um eine blosse Willenserklärung ohne konkretes Fundament. Ganz anders sieht dies im Fall von *La belle voisine* aus, und ich möchte mich bei dieser Gelegenheit für die grosse Pro-

fessionalität unserer Schweizer Partner bedanken. Sie haben eine Koordinatorin für die Veranstaltungen in Lyon eingesetzt, die Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia hat sich engagiert, und gemeinsam haben wir gute Grundlagenarbeit geleistet und uns die erforderliche Zeit gewährt, um das Projekt reifen zu lassen. Als Folge davon kann sich *La belle voisine* auf eine solide Partnerschaft stützen. Das Programm bezieht Künstler, Kulturverantwortliche und andere Akteure stark mit ein, und das scheint mir der richtige Weg für die Zukunft zu sein.

Welche Berührungspunkte haben Sie persönlich mit dem zeitgenössischen Schweizer Kunstschaffen?

Im Theaterbereich habe ich einige Aufführungen grossartiger Schweizer Regisseure gesehen, die ab und zu in Frankreich arbeiten, wie zum Beispiel Christoph Marthaler. Des weiteren sind auf den grossen internationalen Ausstellungen immer eine ganze Reihe von zeitgenössischen Schweizer Künstlern vertreten, und auch mit der helvetischen Literatur bin ich ein wenig vertraut. Obwohl ich diesbezüglich kein Experte bin, habe ich den Eindruck, dass die Schweiz möglicherweise zu wenig für die Wahrnehmung ihrer zeitgenössischen Künstler tut. Liegt das wohl daran, dass sich einige dieser Künstler recht kritisch mit der Gesellschaft auseinandersetzen und dadurch eine Art von Interessenkonflikt entstehen kann? Sollte dies der Fall sein, müsste man es meines Erachtens akzeptieren. Ob in Frankreich, in der Schweiz oder anderswo: Man darf von einem Künstler nicht verlangen, dass er sich stets wie ein braves Lamm verhält. Stattdessen muss man von ihm erwarten können, dass er uns auf Fehler, Missstände und Unzulänglichkeiten unserer Gesellschaft aufmerksam macht. Und gerade das schätze ich an den Schweizer Künstlern besonders: Sie haben, ob Vertreter der bildenden Künste oder Regisseure, diesen kritischen Blick, eine gewisse Schärfe und die Lust, an Konventionen zu rütteln, was ich persönlich für ausserordentlich wichtig halte. ─

Aus dem Französischen von Reto Gustin

Im Spagat Ein Pas de deux in Annecy

Carine Bel im Gespräch mit Gilles Jobin

Der Tänzer, Choreograph und Performer Gilles Jobin ist zur Zeit Artist-in-Residence in Annecy. Unter dem Titel

«Article 3» ging im März dieses Jahres ein «La belle voisine-Tanzprogramm» über die Bühne, von Gilles Jobin kuratiert. Welche Erfahrungen ergaben sich aus den Vorbereitungen dazu? I

Carine Bel: Sie zeigen in Annecy einige der Gesichter, die das choreografische Schaffen der Schweiz verkörpern. Wie definiert sich letzterer Begriff?

Gilles Jobin: Im Schweizer Pavillon der Weltausstellung 1992 in Sevilla brachte Ben Vautier seinen Slogan «La Suisse n'existe pas» an. Dieser Satz hat mir als Richtschnur gedient. Ich musste wegziehen, um mich zu bestätigen. Als man mir vorschlug, dieses Programm im Rahmen von *La belle voisine* zu gestalten, fiel mir der Satz wieder ein. Die Schweiz existiert tatsächlich noch immer nicht. Ich entschied mich, diesen Sachverhalt zum Thema meines Programms zu machen. Was macht denn eigentlich die schweizerische Identität aus?

26 Kantone, 26 Erziehungssysteme, vier Landessprachen. Die Kultur hat kein eigenes Ministerium; sie ist vor allem Sache der Städte und Kantone. Man ist lieber Waadtländer, Genfer, Zürcher oder Basler Künstler, als dass man sich als Schweizer Künstler fühlt. Man ist Deutschschweizer, Westschweizer oder ausländischer Künstler.

Tatsächlich gibt es viele ausländische Künstler, die in der Schweiz leben und arbeiten. Wichtiger als die Nationalzugehörigkeit sind letzten Endes die künstlerischen Produktionen. Das Programm *Article 3* zeigt darum die Aufführungen einer Handvoll profilierter Künstler, die heute in der Schweiz leben.

Ihre Compagnie ist in Genf stationiert, ist aber gleichzeitig mit einer französischen Szene verbunden. Hat diese Positionierung beidseits der Grenzen einen Einfluss auf Ihre Arbeit?

Ja, auf das Organisatorische. Während der dreijährigen Zusammenarbeit stellt die Szene von Annecy eine Produktionszelle für die Entwicklung verschiedener Projekttypen (Seminar, Realisierung einer Aufführung, *Carte blanche* etc.) zur Verfügung. Die Formel beinhaltet Auftrittsorte, ein Team, Logistik für die Kulturverbreitung, ein Stammpublikum, das die Arbeit eines Künstlers über längere Zeit über die Kantongrenzen hinweg verfolgen kann, und die Möglichkeit der Begegnung mit anderen Künstlern, Regisseuren und Choreographen. Es handelt sich dabei um eine Plattform, die dazu dient, die künstlerische Arbeit in Umlauf zu bringen. In der Schweiz fehlt diese Art des Austausches zwischen einem Ort der Verbreitung lebendiger Kunst mit wirklichen Produktionsmitteln und einem Künstler.

Welche Grenzen können Sie dank dieser Positionierung überschreiten?

Die Grenze zwischen der französischen und der Schweizer Szene. Ich übernehme dabei eine Vermittlerrolle. Ich sammle Informationen von beidseits der Grenze und gebe sie weiter. Meines Erachtens gibt es weder mentalitätsmässige noch geografische Barrieren zwischen der Schweiz und der französischen Grenzregion, wohl aber Unterschiede im organisatorischen Bereich. Mein regionales Territorium erstreckt sich von Lausanne bis nach Lyon, mit einer grossen Metropole als Basis, die gemeinsame Projekte entwickelt, Transporte, Übernachtungen. Was hingegen die Strukturen betrifft, so trennt ein Graben die beiden Länder. Frankreich besitzt ein sehr strukturiertes Tanznetzwerk, während in der Schweiz der Beruf des Tänzers offiziell gar nicht existiert. Die entsprechenden Ausbildungsmöglichkeiten sind hier äusserst dürftig. Es gibt keine grossen öffentlichen Tanzschulen, sondern nur Privatausbildungen und Compagnien, die eben machen, was sie können. Man hört von einer von rund zehn Künstlern angeführten «Genfer Szene», die ihre Produktionen seit zehn Jahren über die Grenzen trägt. Die öffentlichen Instanzen beginnen erst jetzt, sich über die nötigen Ausbildungsstrukturen Gedanken zu machen.

Welche Grenzen gibt es für den Tanz?

Der Tanz lässt sich problemlos exportieren, weil sich ihm keine Sprachgrenzen in den Weg stellen. In *Double Deux* lasse ich zwölf Tänzer mit neun verschiedenen Nationalitäten zusammen auftreten. Unterschiede sind ein wesentliches Element meiner Arbeit. Sie fördern die Entdeckung des Anderen, liefern Nahrung für die Choreographie. Mein Beruf ist es, internationaler Künstler zu sein. Es ist ein Beruf, der einer besonderen Art von Entwicklung unterliegt: Zuerst kommt die Ausstrahlung hin zu verschiedenen Punkten in der Welt, dann die Positionierung in der Region in einer nachbarschaftlichen Beziehung.

Gibt es Ihrer Meinung nach so etwas wie einen Körpercode – analog einem kulturellen oder sprachlichen Code?

Nicht wirklich. Der Körpercode ist mit dem Charakter des Individuums verbunden, seiner Sensibilität, seiner Biographie, nicht aber mit seiner Na-

tionalität. Die Tänzer tragen den Stempel ihrer Ausbildung, die von Land zu Land variiert. Ein Tänzer aus Holland, der in Spanien ausgebildet wurde, bewegt sich vermutlich in den Fusstapfen einer Pina Bausch. Hat er seine Ausbildung in Frankreich absolviert, so hat er wahrscheinlich ausgedehnte Kenntnisse im zeitgenössischen Tanz erworben. In einem programmierungsmässig «geschädigten» Land fehlen ihm Bezugspunkte. Ein Schweizer Tänzer meiner Generation ist praktisch Autodidakt. Er hat kreuz und quer Kurse und Compagnien besucht, um sich auszubilden.

Welche Verbindungen möchten Sie zwischen der Schweiz und Frankreich in Gang setzen?

Die Aufführungen sollten vermehrt zirkulieren. Man könnte aber auch die Ausbildung der Tänzer und Tanzlehrer miteinander vernetzen.

Erlaubt es Ihnen Ihre choreographische Sprache, disziplinäre Grenzen zu überwinden?

Der allgemeine Trend geht auf «Tuttifrutti». Davon halte ich nichts. Jeder Bereich hat seine Eigenarten. Ich liebe es, meine eigene Domäne auszuloten. Gleichzeitig bin ich durchlässig für jede Art von Einfluss. Mein Vater war Maler im geometrischen Stil. Ich habe in dieser Sehweise «gebadet». Ich habe den Tanz mit vielen Spielarten und Abweichungen übernommen, aber es ging mir dabei immer nur um den Tanz.

Wenn man zu Ihnen «Grenzen» sagt, antworten Sie mit dem Stichwort «verbinden». Warum das?

Tiere und Pflanzen kennen keine Grenzen. Grenzen versperren die Wege. Was mich fasziniert, ist die biologische Masse, die Punkte der Gemeinsamkeit und der Divergenz, die Verbindungswege zwischen den Individuen. Nehmen wir etwa die Obsession mit der Ordnung, an der unsere westlichen Gesellschaften krank sind. Davon ausgehend, schaffe ich suggestive Bilder, die eine Verbindung zum Unbewussten des Zuschauers suchen, und verweise ihn auf sich selber. Ich schreibe eine Partitur, die sowohl den Ausführenden als auch den Zuschauern viel freien Raum lässt. Die Suggestivität ist letztlich sehr unterschiedlich. Leben, Kindheit, Sexualität – jeder von uns besitzt damit seine ureigenen Erfahrungen, so dass keiner an derselben Stelle innerlich angesprochen wird wie der andere.

Ihr Stück «Double Deux» handelt vom Einem und vom Vielfachen. Welches sind die Grenzen des Körpers?

Der Lebensraum. In der städtischen Industriegesellschaft bilden sich Paare und finden Paare neu zusammen. Wichtig sind dabei die Kontakte und Verbindungslinien des menschlichen Funktionierens. Welches sind die obligaten Wege, um Leben zu erzeugen? Wenn man jedem Bürger eine Woche lang ein GPS anheften würde, könnte man eine Karte der zurückgelegten Wege zeichnen. Die Gren-

zen erzeugen Engpässe mit administrativen Schikanen, Unterbrechungen des normalen Funktionierens, welche die Verbindungen stören und die Strategien der Bewegung durcheinanderbringen. Zum Beispiel kann man ohne entsprechende Bewilligung kein technisches Material über die Grenze führen. Jeden Tag überqueren 80 000 Menschen die Grenze, um sich nach Genf zu begeben. Sie haben ein soziales Leben in Frankreich und ein Berufsleben in der Schweiz.

Ihr Tanz bewegt sich wie eine flüssige, rasende organische Masse voran. Wohin?

Fort. Wir möchten das Publikum packen und auf unsere Reise mitnehmen. Wenn es abhebt, findet es sich am anderen Ende des Planeten wieder. Nach der Landung geht es mit Bildern im Kopf nach Hause. ─

Aus dem Französischen von Ernst Grell

Gilles Jobin begann seine berufliche Laufbahn als Tänzer bei verschiedenen Schweizer Compagnien. 1996 ging er nach Madrid, wo er seine ersten Solostücke schuf. Von 1997 bis 2004 lebte er in London. Hier realisierte er sein erstes Gruppenstück, *A+B=X*. Ab 1998 war er als Hauschoreograph am Lausanner Theater *L'Arsenic* tätig. Nach seiner Rückkehr in die Schweiz 2005 wirkte er als assoziierter Choreograf der Bonlieu Scène nationale d'Annecy. Jobin, der mehrfach ausgezeichnet wurde, u.a. als erster Schweizer Choreograf mit dem *Prix du Nouveau Talent Chorégraphique* der SACD, erhält regelmässig Einladungen für Produktionen und Tourneen in Europa und rund um die Welt.

Carine Bel, geboren 1966, lebt in Annecy. Sie absolvierte ein Studium der politischen Wissenschaften. Heute ist sie freiberuflich im Journalismus und im Bereich der multimedialen Kommunikation tätig.



Le Musée du Point de Vue, Jean-Daniel Berclaz

An der Wiege des Chansons

Westschweizer Liedermacher im frankophonen Raum

Olivier Horner

Chansoniers aus der Westschweiz richten sich vor allem nach Frankreich und nach der frankophonen Sprachgemeinschaft aus. Und kaum nach der viersprachigen Schweiz. Werden die bestehenden Förderstrukturen dieser überlebensnotwendigen Orientierung an gemeinsamer Sprache und an einem gemeinsamen Markt gerecht? Kaum, meint der Genfer Musikjournalist Olivier Horner |



«Rasez les Alpes...qu'on voie la mer!» («Freie Sicht aufs Mittelmeer!»), rief Michel Bühler Anfang der 1980er Jahre aus. Noch heute kommen sich Westschweizer Künstlerinnen und Künstler in helvetischen Landen eingengt vor. Immer noch muss das Biotop des «Chanson suisse romande» seine Erzeugnisse exportieren, um zu überleben, da es auf ein Heimpublikum von bestenfalls 1'800 000 Seelen zählen kann. Auch wenn man verbreitungsmässig die Alpenschranke überwindet, um den Blick aufs Mittelmeer frei zu machen, so repräsentiert die nunmehr sichtbar gewordene Côte d'Azur ein Bevölkerungsreservoir, das längst nicht gross genug ist, als dass man hier grosse Sprünge machen und von der Chansonkunst allein leben könnte. Im-

merhin besitzen Frankreich und die Schweiz jedoch gemeinsame kulturelle Bezugspunkte. Beide ruhen auf einem Fundament gemeinsamer intellektueller und bildungsmässiger Traditionen in Literatur, Film, Poesie, Musik oder Fernsehen. Im Zeichen dieser gemeinsamen Errungenschaften steht auch das von Pro Helvetia mit initiierte, spartenübergreifende Programm *La belle voisine*. Das Chanson nimmt dabei logischerweise einen bevorzugten Platz ein, zumal es sich im Gegensatz zu den visuellen oder plastischen Künsten einer identischen Sprache als Ausdrucksmittel bedient. Bemerkenswert ist dabei, dass das Chanson auf derselben Ebene mit anderen Bühnenkünsten (Theater, Tanz, klassische Musik) präsen-

tiert wird, die traditionell mehr Ansehen genießen. Ausserdem muss man bedenken, dass in der Schweiz die aktuellen Musikstile – darunter auch das Chanson – nie in den Genuss öffentlicher Subventionen gekommen sind. Das Chanson ist ein wunderbares Schaufenster der Schweiz im Ausland, insbesondere in der frankophonen Welt, wo Gilles, Sarclo, Stephan Eicher und Henri Dès bekannte Grössen sind.

Den Radius vergrössern: Das Programm *La belle voisine*, das in der Region Rhône-Alpes namentlich die Kreativität der französischsprachigen Autoren-Komponisten und Interpreten ins Licht rückt, stellt eine lobenswerte Initiative dar. Aber werden «unsere Chansonniers» nicht wieder ihrem Schicksal überlassen sein, sobald die Scheinwerfer dieser Veranstaltung erloschen sind? Wer bietet ihnen Unterstützung an, wenn es darum geht, Tonträger in Frankreich zu verkaufen, einen Live-Auftritt in Paris oder in der Provinz zu organisieren? Für Marc Ridet, Präsident der Fondation pour la chanson et les musiques actuelles (FCMA), ist es für die künftige Arbeit eminent wichtig, dass solche Austauschprojekte weiterhin durchgeführt werden können. Andernfalls würden die Vorteile der Sichtbarkeit, wie sie *La belle voisine* ermöglicht hat, wie Schnee an der Sonne zerrinnen. «Die Region Rhône-Alpes ist im allgemeinen gegenüber Schweizer Künstlern sehr offen. So hat Ende Januar ein Chansonnifestival wie *Les Courants d'air* in der Region von Thonon und Evian gleich mehrere Chansonniers aus der Schweiz programmiert: Thierry Romanens, Jérémie Kisling, Nour, K und Solam.» Die FCMA hat die Künstler für diese Konzertdaten finanziell unterstützen können. «Mit derartigen Operationen lässt sich der Wirkungsradius der Schweizer Künstler vergrössern. Die logische Erweiterung der Westschweiz bilden die Region Rhône-Alpes sowie die Franche Comté und die Belforter Region. Es ist wichtiger, dass die Westschweizer Künstler an Orten wie Annecy und Thonon auftreten als in Bern oder Zürich. Mittelfristig wäre es sogar denkbar, dass man gar nicht erst nach Paris zu fahren braucht, falls man wirklich voll in diese Nachbarregionen investiert. Die kulturelle Entwicklung könnte dabei wie im wirtschaftlichen Bereich verlaufen, wo die Region Rhône-Alpes das regionale Zentrum schlechthin ist.» Schliesslich leben hier mehr als ein Drittel aller Frankreichschweizer.

Die gemeinsame Sprache: Das von Pro Helvetia unterstützte Programm *La belle voisine en chansons*, das eine Reihe Helvetischer Barden der neuen Generation wie K, Kisling, Romanens, François Vé und Yoanna willkommen heisst, stellt somit ein schönes Beispiel dafür dar, wie eine konzertierte französischschweizerische Koproduktion zwischen der FCMA und Dessous de scène aussehen könnte. Ein Beispiel, das zeigt, dass jenseits aller physischen Grenzen sehr wohl eine gemeinsame Sprache existiert. Und dass das Westschweizer Chan-

son heute immer noch höchst lebendig ist, ohne sich auf den «Dauerbrenner» Gilles berufen zu müssen, den «Vater des Westschweizer Chansons» und Autor klassischer Erfolgsnummern wie *Les Trois cloches* (interpretiert von Edith Piaf und Les Compagnons de la chanson) oder *A l'enseigne de la fille sans cœur*. Obwohl der Waadtländer Jean Villard mit dem Künstlernamen Gilles die Generation von Michel Bühler und Sarclo stark geprägt hat, sind die heutigen jungen Chansonniers frei von Komplexen. Nicolas Michel, alias K, wurde am Printemps de Bourges im April 2006 als Schweizer Entdeckung gefeiert, nachdem er zuvor im Rahmen des Festivals von Montauban hohes Lob gernerntet hatte. In der Schweiz wie in den frankophonen Ländern hat er mit seinen Kompositionen und seiner Bühnenpräsenz voll ins Schwarze getroffen. So wurde er denn letztes Jahr für Couleurs francophones (Aktion der Radiogemeinschaft) zum Schweizer Talent auserkoren und lieferte vielbeachtete Beiträge im Rahmen der renommierten *Rendez-vous des Francofolies* in La Rochelle und des internationalen Chansonnifestivals in Granby Anfang September. Und dieses Jahr steht für ihn eine eigens für Frankreich bestimmte Neuaufnahme seines Albums *L'Arbre rouge* auf dem Programm. Jérémie Kisling erfreut sich in den frankophonen Ländern einer überaus starken Medienpräsenz, die es ihm ermöglicht, nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Frankreich, Belgien und im Quebec auf Tournee zu gehen. Dazu hat nicht zuletzt auch sein zweites Album *Le Ours* beigetragen, das auf dem Label Naïve von Carla Bruni herauskam. François Vé hat im Jahr 2006 für sein Album *La saison des trèfles* einen «Coup de cœur» von der berühmten französischen Académie Charles Cros erhalten. Ziel dieses Preises ist es, junge Interpreten qualitativvoller Texte zu unterstützen und ihre Karriereentwicklung zu fördern. Kisling hatte diesen Preis schon einmal 2004 für sein erstes Album *Monsieur Obsolète* erhalten. Der Chansonnier, der am meisten Kilometer in der frankophonen Welt zurückgelegt hat, ist zweifellos Thierry Romanens. Als wahres «Bühnentier» – und ebenfalls mehrfach preisgekrönt – absolvierte er in zwei Jahren rund 160 Konzertauftritte, um wenig später sein drittes Album innerhalb von sechs Jahren zu veröffentlichen. Andere Interpreten wie Zedrus, Polar oder Pascal Rinaldi bewegen sich ebenfalls regelmässig, wenn auch etwas unauffälliger, auf der frankophonen Konzertszene. Auch wenn Eric Linder alias Polar seine erste CD bei einem multinationalen Label wie Virgin-EMI auf französisch veröffentlicht hat und von den guten Texten des renommierten Christoph Miossec profitiert, muss er hart arbeiten, um sich in einem gnadenlosen künstlerischen Konkurrenzkampf zu profilieren. Es ist also kein Luxus, sondern oft Überlebenshilfe, wenn Pro Helvetia immer wieder Auslandstourneen vieler dieser Künstler unterstützt.

Die Propheten im eigenen Land: Alle diese Schilderungen können zur Verdeutlichung der Tatsache dienen, dass Westschweizer Sänger leider oft trotz Ruhmestaten und Erfolgen als Propheten im eigenen Land wie auch im grossen Hexagon wenig gelten. Und dass man in der Regel die Künstlerweihung zuerst im Ausland empfangen muss, bevor man in der Schweiz ein glorreiches Debut feiern kann. Auch Michel Bühler und Sarclo könnten zweifellos ein Liedchen von dieser Schweiz singen, die das Chanson aus Frankreich freudig begrüsst, sich aber gegenüber den Anstrengungen seiner eigenen Kinder frostig gibt. Bühler und Sarclo versuchten ihr Glück zuerst in Frankreich, ebenso wie Pascal Auberson, der Mitte der 1970er Jahre in Paris zu bescheidenem Ruhm gelangte. Sarclo eroberte im Kielwasser des Erfolgs seines ersten Albums von 1981 viele Trophäen, so den Prix Brassens. Er zog auch die Aufmerksamkeit von Renaud auf sich, dessen Vorprogramme er später auf seinen Tournées bestritt. Trotz all ihrem Talent und der Beachtung, die einige von ihnen im Ghetto des Chansons fanden, ist es all diesen Autoren nicht gelungen, sich in den frankophonen Ländern wirklich zu etablieren. Jedenfalls nicht in kommerzieller Hinsicht.

Was fehlte damals und was fehlt heute noch, um das Ansehen dieser Westschweizer Künstler besser zu verankern (zumal quantitatives Wuchern noch nicht unbedingt gleichbedeutend mit Sichtbarkeit ist)? In erster Linie solide Strukturen der Förderung.

Die wirksame Unterstützung: Obwohl die in Nyon gegründete, von Kantonen, Städten und Privaten finanzierte FCMA bereits seit zehn Jahren existiert, ist sie noch immer nicht mit ausreichenden Mitteln ausgestattet. Wie kann sie mit einem variablen Jahresbudget, das sich je nach den ins Leben gerufenen Projekten zwischen 200 und 250000 Franken bewegt, die Künstler wirksam unterstützen, wenn man weiss, wie enorm wichtig zu Beginn einer Karriere im Musikbereich ein Marketingbudget ist, um sich von einer starken Konkurrenz abheben zu können? Marc Ridet, FCMA-Leiter und Chef von Swiss Music Export, sagt: *«Wir brauchen einen starken finanziellen Rückhalt in der Westschweiz, der über Schaufenster wie die Festivals Paléo und Voix de Fête in Genf sowie die Francomanias in Bulle oder Radio Suisse Romande hinausgeht. Dies, damit wir nicht nur Strukturen wie die unsrige, sondern auch Labels unterstützen können. Eigentlich müssten wir wie die Belgier und die Quebecer einen permanenten Stützpunkt in Paris haben, um für die Künstler effizientere Netze für die Plattendistribution, die Bühnenpromotion und die Medienberichterstattung aufzubauen. Das Pariser Centre Culturel Suisse zum Beispiel nützt uns gar nichts. Dabei müssten wir diesen Ort als regelmässige Showcase zur Verfügung haben. Statt Fördergelder ungezielt zu verteilen, sollten Politiker zum*

Beispiel ein hiesiges Label unterstützen, das Verträge für die Distribution seiner Produktionen in Frankreich aushandeln könnte».

Die meisten Entscheidungszentren befinden sich in Zürich, was dem Verständnis für die Besonderheiten des frankophonen Marktes nicht gerade förderlich ist. *«Erklären Sie einmal in der Deutschschweiz, dass Thierry Romanens Mühe hat, sich auf der Pariser Szene zu etablieren, während es ihm in der Provinz, in Belgien oder im Quebec bestens läuft! Oder dass der Impact der beschlossenen Partnerschaften mit der Fnac oder Le Mouv' für unser nächstes Chansonfestival im September in der Pariser Maroquinerie eminent wichtig ist!»* spottet Marc Ridet. Für dieses Projekt muss er buchstäblich Subventionen zusammenbetteln, um das Budget dieses viertägigen Festivals schnüren zu können, obwohl gerade dieser Anlass ein hervorragendes Medien-Schaufenster für das Westschweizer Chanson darstellt. Die Nachwirkungen solcher Initiativen könnten zehnmal nachhaltiger sein als die paar Konzerte, die im vergangenen Januar im Rahmen des Midem (Marché mondial de la musique) im Swiss Music Club in Cannes veranstaltet wurden. Ein Projekt, für das die SUISA rund 500000 Franken zur Verfügung stellte, Standmiete für die Verlage, Produzenten und Vertriebe inbegriffen.

Die rückständige Förderung?: Dieselben Klagen über mangelnde Unterstützung hört man auch von den freien Künstlern, die sich als ständige Botschafter der Westschweiz im Ausland manchmal undankbar behandelt fühlen. Für Thierry Romanens wie für Jérémie Kisling ist Frankreich nach wie vor die logische Hauptstadt, was ihre künstlerische und berufliche Entwicklung angeht. Von hier geht auch eine stärkere Stimulierung aus. Als Wiege des Chansons ist Paris mit seinen Vorstädten kulturell und bezüglich Medienresonanz zweifellos tonangebend. Der Verzicht darauf, massiver in dieses Terrain zu investieren, grenzt an einen Selbstmord des Westschweizer Chansons. Es bedeutet auch eine totale Missachtung einer kulturellen Domäne, die sich immerhin seit Jahren zu einem selbständigen Wirtschaftszweig entwickelt hat. Die Schweizer Kulturpolitik im Bereich des Chansons und der aktuellen Musik weist in der Frage der Förderung einen grossen Rückstand auf. Belgien, ein Land von vergleichbarer Grösse, hat sich dieser Aufgabe schon vor langer Zeit angenommen. Bei uns aber ist Chansonförderung immer noch Zukunftsmusik. ─

Aus dem Französischen von Ernst Grell

«Olivier Horner ist Journalist und schreibt seit fünf Jahren für die Genfer Tageszeitung *Le Temps*. Er betreut das Ressort aktuelle Musik und ist auf Chansons spezialisiert. Olivier Horner ist ausserdem Schweizer Korrespondent für die in Frankreich erscheinende Zeitschrift *Chorus, les cahiers de la chanson*.

Von Carouge nach Carouge

Eine Reise durch innere und äussere Schranken

Joëlle Kuntz

Wir leben in einem Netz von Linien. Manche führen um den ganzen Globus, bevor sie unsere innerste Orientierung bestimmen. Joëlle Kuntz, Autorin eines Buches über Grenzen im Zeitalter der Globalisierung, nimmt uns mit von Carouge nach Genf und zurück. Sie führt uns dabei um den ganzen Rest der durch Handel und Politik nur begrenzt entgrenzten Welt |

Wieso sagt man von zwei verliebten Menschen, dass sie «verrückt» nacheinander sind? Weil sie das Bewusstsein für ihr eigenes Selbst verloren haben, durch das normalerweise eine Grenze zwischen zwei Personen gezogen wird. Stattdessen verschmelzen sie miteinander, als ob sie in derselben Haut stecken würden – daher sagt man wohl auch, dass einem jemand «unter die Haut geht». Doch mit der Zeit schwindet die Verrücktheit, und jeder der beiden steckt sich wieder seinen eigenen Raum ab. Das kann sogar so weit gehen, dass sie sich «nicht mehr riechen» können. Die kleine Grenze, die sie nach der ersten Verliebtheit errichtet haben, um sich voreinander zu schützen, wird zu einer unüberwindbaren Mauer. Die Verschmelzung weicht der Abneigung. Jeder Mensch macht in seinem Leben Erfahrungen mit Grenzen. Diese Erfahrungen sind durchaus physischer Natur: Der eigene Körper wird vom Körper der Mutter getrennt, und in der Folge muss

man sich einen Ort suchen, wo man sich niederlassen, seinen Platz in der Gesellschaft einnehmen, ein Haus bauen und ein Feld bestellen kann. Damit einher geht das Ziehen von Grenzen zwischen Mein und Dein, zwischen Drinnen und Draussen.

Abgrenzungen erleben wir von Kindesbeinen an, zuerst gegenüber Eltern und Geschwistern und später in der Schule, wo wir lernen, dass Dörfer, Städte, Länder und Gruppen von Ländern Grenzen haben, die sie von anderen Dörfern, Städten, Ländern oder Gruppen von Ländern trennen. Mit diesem Phänomen befassen müssen sich auch zusammenlebende Paare, bei denen die Möglichkeiten zur Entfaltung des Ichs heutzutage vor allem von Grösse und Preis der gemeinsamen Wohnung abhängen.

Nach dem Sündenfall: Ohne Grenzen geht es nicht, ausser im Paradies, das anders als die Liebe



Le Musée du Point de Vue, Jean-Daniel Berclaz

jedem einzelnen unendlich viel Raum gewährt – im Gegensatz zur Hölle, wo das Zusammengepfertsein mit unzähligen anderen und die dadurch entstehende unerträgliche Hitze bis über das Ende der Zeit hinaus zu Boshaftigkeit, Hass und Zerstörung führen. Als Adam und Eva vom Baum der Erkenntnis essen, «fallen» sie aus dem unendlichen Raum des Himmels, wo sie alleine und glücklich waren, in den endlichen Raum der Erde, wo sie fortan mit ihrer vielköpfigen Nachkommenschaft zusammenleben müssen. Dass sich die Menschheit nach dem Sündenfall den Platz auf unserem Planeten teilen muss, hat schwerwiegende Folgen, verliert sie doch mit ihrer räumlichen Sorglosigkeit auch endgültig ihre moralische Unschuld. Jeder Quadratmeter wird erfasst und per Verordnung oder mit Gewalt einem Besitzer zugeschlagen. Einfriedungen, Befestigungen, Mauern, Schranken, Grenzen: Diese ganze Apparatur, die vor allem physischer und erst in zweiter Linie geistiger und politischer Natur ist, stellt den rationalen und zivilisierten (aber nicht unbedingt friedlichen) Ausweg für eine irdische Menschheit dar, die sich vor dem fürchtet, was sie «Hölle» nennt, und die sich vor dem Chaos, dem Unbestimmten und dem Ungewissen schützen will, indem sie sich eigene Räume schafft.

Die Grenzen zwischen Völkern sind bekannt, wenn auch nicht immer anerkannt. Sie haben keine leichte Aufgabe: Gezogen in mehr oder weniger weit zurückliegenden Zeiten, aus Gründen, denen es nie an Ernsthaftigkeit mangelte, halten sie im Wandel der Geschichte hartnäckig die Stellung. Was sich verändert, ist ihre politische Beschaffenheit, ihre psychologische Höhe und ihre symbolische Bedeutung. So kann aus einer sehr hohen, vertikalen Grenze, wie jener, die der Rhein zwischen Frankreich und Deutschland bildet, eines Tages eine horizontale Verbindung zwischen zwei Ländern werden. Die Grenze ist immer noch da, aber sie präsentiert sich nicht mehr als abweisendes Bollwerk, sondern abgeflacht und einladend. Man nimmt sie kaum deutlicher wahr als diejenige zwischen dem Kanton Waadt und dem Kanton Genf. Dennoch bleibt sie eine wichtige Zeitzeugin – dessen, was war, dessen, was überwunden wurde, und dessen, was nicht in Vergessenheit geraten ist. Diese Linie auf dem Boden, die so viele Menschenleben gefordert hat, bevor sie physisch an Bedeutung verlor, trennt weiterhin zwei Welten mit unterschiedlichen geschichtlichen Erfahrungen, die sich zwar ausgesöhnt und auf eine friedliche Nachbarschaft geeinigt haben, sich aber nicht miteinander vermischen.

Zwischen Carouge und Genf: Ich wohne in Carouge, einer kleinen Gemeinde vor den Toren Genfs, die bis 1815 savoyisch war und bis heute nicht mit der grossen Nachbarstadt verschmolzen ist. Zwischen Carouge und Genf fliesst die Arve, kühl

und grau wie ein Polizist. Über den Fluss führt eine Brücke, die Reisende zur Römerzeit auf dem Weg von der Provence nach Germanien überqueren mussten und in deren Nähe damals eine Villa sowie einige Herbergen errichtet wurden. Eine gewisse Bedeutung erlangte der Ort erst, als Calvin sein reformatorisches Wirken in Genf aufnahm. In der Folge liessen sich am linken Ufer der Arve Dissidenten unterschiedlichster Herkunft nieder: vertriebene Genfer Katholiken, französische Hugenotten, die auf eine Aufenthaltsbewilligung im «protestantischen Rom» warteten, zurückgewiesene Hugenotten, Unternehmer auf der Flucht vor dem Fiskus und Savoyer, die gute Geschäfte witterten und Gaststätten und Handwerksbetriebe für die Bedürfnisse der neuen Bevölkerung aufbauten. Zucht und Ordnung herrschte nur auf der Genfer Seite der Arve, und auch sonst verband die Nachbarn nicht viel: «Es ist unmöglich, zu beschreiben, wie sehr sich die Einwohner der beiden Städte hassen», schrieb einiges später ein Zeitzeuge.

Verschärft wurde diese Rivalität durch die sardinische Monarchie, die beschloss, Carouge von Grund auf neu zu errichten. Sie liess ein Netz schnurgerader Strassen bauen, schrieb das Aussehen der Häuser vor und legte luftige, mit Bäumen bepflanzte Plätze an. Ziel war eine attraktive städtische Siedlung nach italienischem Vorbild, die Genf konkurrenzieren sollte. Hegel schrieb 1830, dass viele Menschen aus den «versteinerten» Verhältnissen der alten Reichsstädte in Neugründungen geflohen seien, die «solchen Zwang nicht hatten» und in denen weniger Steuern gezahlt werden mussten. Auf diese Weise, so Hegel weiter, seien Altona bei Hamburg, Offenbach bei Frankfurt, Fürth bei Nürnberg und eben Carouge bei Genf entstanden.

Auch heute noch sind die Steuern in Carouge tiefer als in Genf, dessen Einwohner gerne und häufig über die Arve pilgern, um gut zu speisen und einen angenehmen Abend zu verbringen. Carouge, vor nicht allzu langer Zeit ziemlich heruntergekommen und von Studenten besetzt, wird heute von denselben Studenten, die mittlerweile Anwälte, Architekten und Designer geworden sind, gehegt und gepflegt. Mit seinem «italienischen Flair» lädt das Städtchen die Genfer wie zur Zeit von Viktor Amadeus, dem König von Sardinien, ein, das Geld, für das sie bei sich zu Hause keine befriedigende Verwendung finden, hier auszugeben. Die Blütezeit des savoyischen Reiches mag längst vorbei sein, doch die Arve erinnert weiterhin an seine Geschichte und jene von Carouge, das sich über all die Jahrhunderte seine Eigenständigkeit gegenüber Genf bewahrt hat.

Im Netz der Linien: Grenzen, ob gross oder klein, definieren zu einem bestimmten Zeitpunkt vorgenommene geographische Aufteilungen, sei es durch Eroberungen, Verhandlungen oder andere,

mehr oder weniger geglückte Arrangements. Sie überziehen die Erde mit einem dichten Netz von Linien, die alle ihre eigenen Bedeutungen und Berechtigungen haben. Sie sind bekannt und im allgemeinen auch anerkannt – eine absolute Neuheit in der Weltgeschichte, insbesondere im Vergleich zu den Zeiten der Kolonisatoren, die fremde Gebiete an sich rissen, in denen es, wenn man ihnen Glauben schenken durfte, vor ihrer Ankunft «nichts und niemanden» gab.

Das Verschwinden der grossen Reiche, von denen als letztes die Sowjetunion unterging, hatte für die Natur der Grenzen zwei schwerwiegende Folgen: Die subjektive Bedeutung von lokalen Grenzen (zwischen oder innerhalb von Nationen) nahm zu, und Eroberungen galten fortan als unrechtmässig. Die Charta der Vereinten Nationen nimmt diesen Gedanken in zwei wichtigen Grundsätzen auf: 1. Jedes Volk hat das Recht auf Selbstbestimmung, das heisst auf die Anerkennung seiner Existenz innerhalb der Grenzen seines Lebensraums; 2. Es ist verboten, die Grenzen eines Staates unter Anwendung von Gewalt zu verändern.

Dieses Verbot wird zwar nicht immer respektiert – siehe Irak –, ist aber als international geltende Norm dennoch von grossem Wert. Um es zu umgehen, muss man zu Lügen (Massenvernichtungswaffen) oder politischen Kunstgriffen (Wiederherstellung der Demokratie im Nahen Osten) greifen. Ein solches Vorgehen verletzt aber in jedem Fall das internationale Gerechtigkeitsempfinden, das sich nach dem Zweiten Weltkrieg und der Entkolonialisierung gebildet hat und das als Verhaltensregel das Prinzip des «Jeder für sich» propagiert. Dies hat nicht nur positive Folgen, wie der Konflikt zwischen Palästinensern und Israelis zeigt, die mittlerweile sogar durch Mauern getrennt sind. Das «Jeder für sich» der Völker und die Verherrlichung der Grenzen, die damit einhergeht, kulminiert oft in ethnischen Säuberungen, wie sie leider fast überall auf der Welt zu beobachten sind.

Markt und Gesetz: Die lange Ära der territorialen Ausdehnungen und Eroberungen ist abgeschlossen; der gesamte Planet ist besetzt und aufgeteilt. Auf der Landkarte verstecken sich keine unbekannt und jungfräulichen Gebiete mehr, die Dimensionen der Welt sind endlich geworden. Träume von einem besseren Anderswo sind gegenstandslos geworden. Wir sind alle Nachbarn, die sich gegenseitig anerkennen (wenn auch nicht wirklich kennen), gelten alle als gleich und müssen uns in diesem Raum, den wir nun in seiner globalen Dimension wahrnehmen, organisieren und zurechtfinden. Nachdem alles vermessen und vergeben ist – sogar die Meere sind bis weit vor die Küsten aufgeteilt –, stellt sich die Frage, welche Rolle die unzähligen, verherrlichten Grenzen in Zukunft spielen werden.

Auf bürgerlicher, wirtschaftlicher, touristischer und kultureller Ebene werden möglichst niedrige Grenzen angestrebt, um den Zugang zu anderen Märkten, Möglichkeiten und Erlebnissen zu erleichtern. Militär, Sicherheit und Schutz der Identität verlangen hingegen nach höheren Grenzen, um Unterschiede zu bewahren und die Einzigartigkeit eines Landes erhalten zu können. Jeder kann einen Reisepass haben, doch was in der Praxis wirklich zählt, ist das richtige Visum. Der Pass belegt zwar die Zugehörigkeit zu einer Nation mit unbestrittenen Grenzen und ist somit Garant von Freiheit, doch erst das Visum sorgt für administrative Klarheit in Bezug auf das erlaubte Überschreiten anderer unbestrittener Grenzen.

Während Grenzen in den Bereichen des Konsums sowie des Güter- und Personenverkehrs eher unbeliebt sind, werden sie von Politik und Recht gehegt und gepriesen.

Markt und Gesetz bewegen sich nicht im Gleichschritt. Der nicht territorial gebundene Handel leistet keinen Beitrag zum politischen Ziel, also zum Frieden. Dafür sind Abgrenzungen erforderlich. Es muss immer «uns» und «die anderen» geben.

Das Rennen zwischen dem Markt, der Universalität anstrebt, und den territorial begrenzten staatlichen Gesetzen ist noch nicht entschieden. Obwohl es vielleicht nicht den Anschein macht, stehen Staat und Politik weiterhin über der Wirtschaft, die zwar Handlungsfreiheit besitzt, aber kein eigenes Rechtssystem konstruieren darf.

Der Handel stillt den Hunger des Körpers, aber nicht den der Seele. Und wenn es Konflikte gibt, ist stets der Staat gefragt.

Als der Rinderwahn die Schlagzeilen beherrschte und die Menschen verängstigte, schrieben die Metzger auf meinem französischen Sonntagsmarkt ihre Waren mit «Fleisch aus Frankreich» an. Ihre Kollegen in Carouge hingegen stellten Schilder mit «Fleisch aus der Schweiz» auf. Das wichtigste Verkaufsargument für das Fleisch war nicht mehr sein Preis, sondern seine Herkunft. Einheimische Produkte standen plötzlich wieder hoch im Kurs. Die Grenzen brauchen sich um ihre Zukunft wohl keine Sorgen zu machen. ─

Aus den Französischen von Reto Gustin

Joëlle Kuntz ist Verfasserin eines Essays über Grenzen – *Adieu à terminus, réflexions sur les frontières d'un monde globalisé* (Hachette-Littérature, Paris 2004) – sowie von *L'Histoire suisse en un clin d'œil* (Editions Zoé/Le Temps, Dezember 2006). Darin erklärt sie französischen Besuchern, die einen Abstecher über die gemeinsame Grenze wagen wollen, wie die helvetische Mentalität entstanden ist.

Im Reich der virtuellen Regionen

Über die globale Nachbarschaft im Internet

Beat Mazenauer

Im World Wide Web gibt es weder Hürden noch Schranken. Aber im Zugang dazu schon. Wer ihn hat, wird vom Overkill der Daten bedroht. Deshalb erschaffen sich Communities im Internet ihre eigenen Regionen. Darin lebt die Gemeinschaft der Nutzer in virtueller Nachbarschaft I

Das World Wide Web verwirklicht die Utopie der globalen Nachbarschaft. Speziell das sogenannte Web 2.0 bringt Menschen einander mit interaktiven Techniken und Diensten wie Weblogs, File-Sharing oder Online-Spielen näher. Damit erweitert sich der persönliche Aktionsradius. Die Gemeinschaft, oder die Community, wird international, sie überschreitet die physische Präsenz ins Virtuelle hinaus. Für das Regionale als Nahbereich des kollektiven Erlebens scheint es da keinen Platz mehr zu geben, es wird vom globalen Netzwerk förmlich aufgesogen. Internet und Region

sind so gesehen konträre Begriffe. Nüchtern betrachtet jedoch, haben sie durchaus gemeinsame Schnittflächen. Die Region ist im Internet in unterschiedlichsten Formen weiterhin stark und präsent.

Die sozialen Barrieren: Der Ökonom John Kenneth Galbraith hat einmal beanstandet, dass der Begriff Globalisierung in die Irre führe. Es handle sich viel eher um eine limitierte Internationalisierung. So verhält es sich auch beim Internet, das keineswegs die ganze Weltbevölkerung miteinander



Le Musée du Point de Vue, Jean-Daniel Berclaz

der verbindet. Die interkontinentalen Datenleitungen umkreisen den Globus überwiegend auf der nördlichen Hemisphäre, mit dem Effekt, dass sie an grossen Teilen der Welt anschlusslos vorbeiführen. Graphische Darstellungen zeigen eindrücklich, wie die Datenströme zwischen Nordamerika, Europa und Ostasien emsig hin und her laufen und nur vereinzelte Ausläufer etwa nach Afrika weisen. Dieses Ungleichgewicht ist Ausdruck einer politischen und ökonomischen Kluft, die die Welt auch virtuell in Regionen einteilt. Es entstehen Gravitationsfelder mit höchster Informationsdichte, und davon abgekoppelt marginalisierte Weltgegenden, in denen das Internet erst vereinzelt auf langsamen Leitungen hingelangt. Diese Kluft spiegelt sich vergleichbar auch innerhalb der eng vernetzten Gesellschaften selbst. Der fingerfertige Gebrauch des Internets hängt wesentlich von sozialen Faktoren ab: von Geld und Bildung. Je höher diese Faktoren gewichtet sind, umso besser ist in der Regel die digitale Kompetenz und somit auch die Netznutzung. Es bilden sich soziale Regionen heraus, in denen aufgrund der technischen Fertigkeiten auch die Karrierechancen unterschiedlich hoch sind. Gleichheit im digitalen Netz ist noch eine Illusion, die nicht frei ist von ideologischer Verblendung.

Werbung in eigener Sache: Globalität und Region schliessen sich besonders in ökonomischer und kommunikativer Perspektive nicht aus. Die einfache Nutzung und der kostengünstige Transfer (potenziell) rund um die Welt machen das Internet zu einem hervorragenden Werbemedium. Seit Jahren betreibt zum Beispiel das Estonian Literature Information Centre eine gut ausgebaute Homepage, die höchst effektiv Einblicke in ein regiona-

les literarisches Schaffen gibt, das auf anderen Kommunikationskanälen nur limitierte Aufmerksamkeit erzielen könnte.

Sprache spielt überhaupt eine wichtige Rolle im Internet. Dem Trend hin zu einem rudimentären Pidgin-English widersetzen sich regionale Angebote. In der Weblog-Szene ist Farsi eine der geläufigsten Sprachen, weil iranische Oppositionelle in- und ausserhalb des Iran schon früh die Möglichkeiten des Internets erkannt haben. Der Weblogger Hossein Derakhshan erreicht nach eigener Aussage mit seinem Weblog täglich im Schnitt 20'000 Menschen in Farsi, 500 in Englisch. Über Internet können Menschen in der Emigration an den Diskussionen «zu Hause» teilhaben. Mitte Februar 2007 hat ein Urteil in Ägypten den Weblogger Abdelkarim Suleiman zu vier Jahren Haft wegen destruktiver Ansichten verurteilt. Die Grenzen der Region werden im Internet neu gezogen.

Vor allem aber möchten die Anbieter im Internet endlich auch kommerziell erfolgreich sein, wie die ökonomischen Konzepte von Google signalisieren. Eines der elaboriertesten Instrumente ist die Google-Map, eine Weltansicht aus der Vogelschau, die mit unglaublicher Auflösungstiefe die Erdoberfläche abbildet. Diese Bilder sind freilich nur das Vehikel für weitergehende Services. Google bietet spezifische Informationen zu Dienstleistungen, Geschäften oder Restaurants an, die den Usern das irdische Dasein erleichtern sollen. Wo findet sich eine Buchhandlung in meiner Umgebung? Wo ist die nächste Bank? Das Internet stellt sich so in den Dienst einer konkret lebensweltlichen Praxis und demzufolge von regionalen Absatzmärkten.

Das zweite Leben in der Community: Der modische A-Faktor, «anytime and anywhere», kann nicht



darüber hinwegtäuschen, dass der Mensch ein ‚geselliges Lebewesen‘ ist. Wir alle brauchen vertraute Umgebungen. Die Region steckt den Rahmen ab, innerhalb dessen wir Freunde, Geistesverwandte und womöglich auch Feinde finden. Im Internet erfüllen Communities diese Funktion. Auf der Plattform www.readme.cc beispielsweise treffen sich Leser und Leserinnen in einem europäischen Forum, um ihre Lektürevorlieben auszutauschen. Natürlich spielt dabei die Sprache eine zentrale Rolle, sind Bücher doch nach wie vor sprachregional gebunden. Mit Hilfe der Übersetzung oder eines Diskussionsforums wird jedoch über diese Barriere hinweg ein Austausch angeregt.

Vergleichbare Communities sind in den letzten Jahren wie Pilze aus dem Boden geschossen: *MySpace*, *YouTube* oder *Flickr* stehen repräsentativ dafür. Sie alle ersetzen das wirkliche Leben nicht, sie bieten aber eine Spiel- und Projektionsebene an, auf der so etwas wie ein zweites Leben stattfinden kann. Symptomatisch dafür ist die 3D-Plattform *Second Life*: «*In dieser gewaltigen und schnell wachsenden Onlinewelt können Sie praktisch alles erschaffen oder werden, was Sie sich vorstellen können*», verheißt ein Werbetext. Tatsächlich entsteht auf *Second Life* eine neue, virtuelle Region, die sich topographisch dadurch auszeichnet, dass seine Bewohner den neuen Lebensraum nach und nach nachbarschaftlich besetzen und so die Idee eines selbstgestalteten Lebensraums zu realisieren versuchen. Unterschwellig gelten aber auch hier ökonomische Gesetze. Die spezielle Währung Linden-Dollar macht *Second Life* zu einem neuen Marktplatz.

Im *Passagenwerk* schreibt Walter Benjamin, dass der ungepfadete Weg «*die Schrecken des Irrgangs*» mit sich führe. Beim Gang durch verwinkelte Gasenlabyrinthe trägt der «*einsame Wanderer*» die Angst mit sich, sich zu verirren oder überfallen zu werden. Diese Angst ist umgekehrt auch Zei-

chen einer Nähe, die nur der eigene Lebensraum bieten kann. Region so definiert macht vor dem Internet nicht Halt. Der User gleicht jenem Wanderer. Durch den virtuellen Dschungel surfend, werden ihm ständig Entscheidungen abverlangt (z.B. Achtung Virengefahr!), die verunsichern – und zugleich auch die Wahrnehmung schärfen. Die eigene Erfahrung bleibt stets auf einen Teil des Gesamttraumes, die Community, die Surfpfade, die Sprache beschränkt. Das Internet spiegelt und simuliert diese Beschränkung, weil es von Menschen für Menschen gemacht ist, deren Erfahrungshorizont das Utopische lediglich zu streifen vermag. ─

Links:

Visualisierung des Netzes: www.caida.org/tools/visualization/mapnet/Backbones/

Estonian Literature Information Centre: www.estlit.ee

Weblog von Hossein Derakhshan: www.hoder.com

Über Abdelkarim Suleiman im Weblog von *Sandmonkey*: www.sandmonkey.org

Google Map: <http://maps.google.com/>

Readme.cc – Das europäische Forum für LeserInnen: www.readme.cc

Second Life: www.secondlife.com ; dt: www.secondlife.com/world/de/

Beat Mazenauer ist freier Autor, Literaturkritiker und Netzwerker; lebt in Luzern und Zürich. Mitbegründer von *p&s netzwerk kultur*.

Letzte Veröffentlichungen: gem. mit S. Perrig, *Wie Dornröschen seine Unschuld gewann. Archäologie der Märchen*, Leipzig 1995; gem. mit W. Grond (Hg.), *Das Wahre, Falsche, Schöne. Reality Show. Essays*, Innsbruck 2005. Aktuelle Netzwerkprojekte: www.readme.cc/; www.lesenamnetz.org/; www.encyclopaedizer.net/; www.kulturministerium.ch/.

«Borderologie»

Ein philosophisches Plädoyer für die Theorie und die Praxis der Grenzüberschreitung

Otfried Höffe

Das 2006 gegründete Barents Institute im norwegischen Kirkenes widmet sich einer neuen Wissenschaft, der Borderologie. Der politische Philosoph Otfried Höffe klärt uns auf, welche konkreten Anliegen hinter dieser Wortschöpfung stehen. In einem Plädoyer für die Chancen, die sich aus dem kreativen Umgang mit Rändern und Grenzen ergeben

Bislang ist der Ausdruck unbekannt. Weder die Philosophie noch die Sozialwissenschaften oder die Politik kennen das Thema, welches das in Kirkenes gegründete *Barents Institute*, ein Forschungsinstitut im Grenzgebiet von Norwegen, Russland, Finnland und Schweden, sich zur Aufgabe macht: Die Borderologie. Zwar ist der neue Ausdruck unschön, ein Mischmasch aus zwei Sprachen. Im Sinne eines neuen Terrains der Forschung werden damit aber Grenzen anerkannt und zugleich überschritten. Mit «Borderologie» geht die Sprache abendländischer Rationalität, das Griechische, eine kreative Verbindung mit der derzeitigen Weltsprache, dem Englischen, ein.

«Border» bedeutet nicht bloss «Grenze», sondern auch «Rand». Im Unterschied zum schon bekann-

ten Regionalismus, etwa zur *Regio Basiliensis*, ist eine grenzenüberschreitende Einheit gemeint, die, von den Kapitalen weit entfernt, ein wenig «am Rand der Welt» liegt. Dies trifft auf die Barents Region im hohen Norden Europas, aber auch auf den Teil von Ostanatolien zu, der die Grenzgebiete von Türkei, Armenien, Georgien und Aserbeidschan umfasst und zum Barents Instituts klugerweise schon seine Fühler ausgestreckt hat.

Auf welche Herausforderung sucht eine Borderologie die Antwort? Unser Globus ist seit langem vollständig in politische Einheiten aufgeteilt, die für ihr Territorium volle Souveränität beanspruchen. Damit verbinden sie oft scharfe Abgrenzungen, sichtbar in unterschiedlichen Rechtsordnungen und Sicherheitskräften, auch in Sprache(n),

Sitten und Religion, häufig in der Währung, nicht selten sogar in der Schrift. Eine Borderologie weiss um diese Trennungsfaktoren und sucht trotzdem eine vielfältige, sowohl ökonomische und ökologische als auch soziale und kulturelle, selbst politische und religiöse Kooperation. Dafür schlechthin neue Prinzipien zu erwarten, wäre naiv. Denn eine grenzüberschreitende Kooperation pflegt die Menschheit seit ihrer Frühzeit. Nicht auf bislang unbekannte Prinzipien kommt es an, sondern auf deren Auswahl, Gewichtung und besondere Färbung. Dafür bieten sich drei substantielle Prinzipien an: Friede, Subsidiarität und Handelsgeist, zusätzlich als methodisches Prinzip ein interkultureller Diskurs.

Interkultureller Diskurs: Um das Minimum von Gerechtigkeit, die Unparteilichkeit, zu garantieren, dürfen die substantiellen Prinzipien keine der die Kooperation suchenden Seiten privilegieren. Um die Warnung ernst zu nehmen: «*What universalism is for the west, is often imperialism for the rest*» lässt sich die politische Philosophie methodisch auf einen interkulturellen Diskurs ein, geführt auf drei Ebenen. In der politischen *Theorie* beruft sie sich nicht auf spezifische Elemente der europäisch-amerikanischen Rechtskultur. Die Prinzipien halten sich nachdrücklich für kulturelle Unterschiede bei der konkreten Ausgestaltung offen; sie zeichnen sich aus durch ein Recht auf Differenz. Auf der Ebene der politischen *Geschichte* verbindet der Diskurs historisches Bewusstsein mit sozial- und ideengeschichtlichen Kenntnissen. Er erinnert zum Beispiel an die orientalischen, etwa ägyptischen und babylonischen Einflüsse auf die griechische Kultur und daran, dass diese Kultur ins lateinische Mittelalter grösstenteils nicht über Rom vermittelt wurde, sondern, mit syrischen Christen als Zwischeninstanz, über den islamisch-arabischen Kulturraum. Für die politische *Praxis* schliesslich plädiert der Diskurs für eine so behutsame Verwirklichung der Prinzipien, dass deren Offenheit tatsächlich zum Tragen kommt. Alle Kulturen haben gegenüber den Rechts- und Gerechtigkeitsansprüchen der modernen Zivilisation das Recht auf eine Akkulturation im wörtlichen Sinn: auf eine ihrer eigenen Kultur gemässe Einverleibung.

Friede: Das erste substantielle Prinzip erfüllt das methodische Prinzip offensichtlich, denn in vielen Kulturen und Epochen ist der Friede ein hoch anerkanntes Ideal. Während aber heute in der globalen Politik der bescheidene, negative Begriff im Vordergrund steht, die Abwesenheit von Gewalt, herrscht von den Mittelmeerkulturen, der griechischen *eirini*, dem hebräischen *shalom* und der römischen *pax* über das arabische *Sulh* und das persische *Solh* bis zum chinesischen Ausdruck *he ping* jener positive Begriff vor, bei dem

Gerechtigkeit und Freundschaft mitschwingen. Auch der althochdeutsche Ausdruck «*fride*», mit «*frei*», «*freien*» und «*Freund*» verwandt, bedeutet einen Zustand der Wohlordnung und des Wohlergehens. Nur auf den ersten Blick erscheinen diese Bedeutungen als zu anspruchsvoll. Manche Grenzregionen zeigen nämlich exemplarisch, wie man im Rahmen des negativen Friedens den positiven Frieden, die freundschaftlichen Beziehungen, befördern kann. Auch im hohen Norden standen sich jahrzehntelang West und Ost scharf gegenüber. Das *Barents Institute* nutzt das Ende des Ost-West-Konflikts und sucht im norwegischen Kirkenes, wenige Kilometer von der russischen und der finnischen Grenze entfernt, die enge Zusammenarbeit mit beiden Nachbarländern und Schweden.

Handelsgeist: Von einem Philosophen erwartet man kein Loblied auf das nächstliegende Prinzip, den Handelsgeist. Dieser Erwartung zum Trotz ist der älteste abendländische Denker, Thales von Milet, nicht bloss ein bedeutender Mathematiker und Naturforscher sowie dank seiner Lebenserfahrung und Sprachbegabung einer der sieben Weisen Griechenlands. Er tritt auch als grosser Unternehmer auf. Weiterhin ist der berühmteste Wirtschaftstheoretiker der Neuzeit, Adam Smith, Lehrstuhlinhaber für Moralphilosophie. Nicht zuletzt erklärt Kant in seiner bis heute massgeblichen Friedensschrift, «*unter allen der Staatsmacht untergeordneten Mächten*» sei die Geldmacht wohl die zuverlässigste, um den «*edlen Frieden zu befördern*».

Philosophen erkennen also die Bedeutung des Handels an. Sie verwerfen aber dessen ökonomistische Verkürzung auf Güter und Dienstleistungen. Denn in Wahrheit tauscht man auch Wissen und Wissenschaft, Literatur, Musik und jede Art Kultur aus. Für die Borderologie ist dieses umfassende Verständnis lebenswichtig. Die ökonomistische Verkürzung herrscht zwar sowohl bei den Befürwortern der Globalisierung als auch bei ihren Gegnern vor. Die Sache selbst setzt sich aber über diese Engführung souverän hinweg. Denn der bunte Strauss von Entwicklungen, den man «*Globalisierung*» nennt, findet in drei Dimensionen statt: als globale Gewaltgemeinschaft, als eine glücklicherweise reichere globale Kooperationsgemeinschaft, nicht zuletzt als globale Schicksalsgemeinschaft, nämlich als Gemeinschaft von Not und Leid. Selbst in der zweiten Dimension spielt die Wirtschaft nicht die einzige, nicht einmal die alles überragende Rolle. Sowohl sachlich als auch geschichtlich gesehen kann die Kultur im weiteren Verständnis mithalten, also die Philosophie und die Wissenschaften, das zugehörige Schul- und Hochschulwesen, ferner Musik, Literatur und Kunst, nicht zuletzt der Sport. Weltweit werden Bach, Beethoven und Mozart oder Jazz und gewisse Popmusik gespielt, werden die Astro- und



Le Musée du Point de Vue, Jean-Daniel Berclaz

die Mikrophysik studiert, die Bausteine des Lebens und Mittel gegen Krebs erforscht, werden Homer, Dante, Shakespeare, Molière und Goethe ebenso wie persische, indische und chinesische Autoren gelesen. Und allorts setzt man sich mit Platon und Aristoteles, mit Descartes, Hume und Kant, aber auch mit buddhistischen und konfuzianischen Klassikern auseinander.

Subsidiarität: Für die Borderologie ist ein Prinzip lebenswichtig, das die Gesellschafts- und Politiktheorie lange Zeit unterschätzt hat. Erst in den Debatten um die Europäische Union wurde sein Gewicht einer grösseren Öffentlichkeit bekannt.

Aber auch dann blieb der Unterschied zu dem nur weitläufig verwandten Prinzip des Föderalismus unklar. Die neuere Wertschätzung der Subsidiarität setzt diese gern mit Delegieren und Dezentralisieren gleich. Wer delegiert, gibt Kompetenzen ab, die ihn vielleicht überfordern, die er im Prinzip aber besitzt. Das Subsidiaritätsprinzip schlägt die Gegenrichtung ein. Ihm gemäss beginnt alle politische Rechtfertigung von unten, von Individuen oder von kleinen Sozial- oder Politeinheiten. Dabei tritt das Prinzip in zwei sich ergänzenden Gestalten auf, positiv als ein ‹Zuständigkeitsrecht› und negativ als ein ‹Wegnahmeverbot›: Was der einzelne und die kleinere Einheit aus eigener Ini-

tiative und mit eigenen Kräften leisten können, muss ihnen überlassen bleiben; es darf ihnen also nicht geraubt und einer höheren Einheit zugewiesen werden. Und um weder das Individuum noch die kleineren Einheiten einer einzigen, dann tendenziell übermächtigen, freilich auch überforderten Sozialeinheit, dem Staat, auszusetzen, erweitert sich die Subsidiarität um ein konstruktives «Zwischenschaltungsgebot». Es verlangt, intermediäre Gesellschaftsformen zu stärken und dort, wo sie fehlen, neu einzurichten. Indem die Zivil- oder Bürgergesellschaft Verantwortung für die facettenreiche Zwischenebene zwischen der Privatsphäre (von Familie, Vereinsleben und privatrechtlicher Wirtschaft) und den staatlichen Instanzen übernimmt, praktiziert sie das im Subsidiaritätsgedanken enthaltene Zwischenschaltungsgebot. Nach dem Subsidiaritätsprinzip erhalten die Grenzregionen das Recht auf eine die Staatsgrenzen überschreitende Kooperation, ohne sich von einer überstaatlichen Instanz die Erlaubnis holen zu müssen. Die Regierungen haben sogar eine gewisse Pflicht, dem «borderologischen» Begehren nachzugeben. Zumindest tragen sie für ein etwaiges Veto die Beweislast; sie müssten zeigen, dass wichtige Rechte anderer verletzt werden.

Experimentelle Borderologie: Über ihren unmittelbaren Wirkungsbereich hinaus erfüllt die Borderologie eine geradezu weltgeschichtliche Aufgabe. Ihre grenzüberschreitende Kooperation bietet nämlich ein Gegenmodell zum angeblichen Kampf der Kulturen. Die vielzitierte These kann schon empirisch gesehen wenig überzeugen. Weder verlaufen die Grenzen der Zivilisationen annähernd so klar, wie Samuel Huntington annimmt, noch kämpfen sie allesamt gegeneinander. Grossräumige Blockbildungen entlang religiös oder kulturell definierter Bruchlinien zeichnen sich kaum ab. Beispielsweise ist der Unruheherd Afrika nicht annähernd so gleichartig, als dass er als eine eigene, homogene Zivilisation angesprochen werden könnte. Ferner leben in Japan zwei nach europäischem Verständnis heterogene Religionen, der Shintoismus und der Buddhismus, sogar im selben Individuum friedlich miteinander; zusätzlich ist man für viele Elemente des Westens, einschliesslich des Christentums, offen. In den ost(mittel)europäischen Ländern wiederum bekennt sich ein erheblicher Teil nicht zum orthodoxen Christentum und ist trotzdem slawisch. Nicht zuletzt fühlt sich Lateinamerika zu stark mit Spanien und Portugal und mit christlichen Kirchen verbunden, als dass es sich gegen den Westen als eigener Kulturkreis absetzen liesse.

Vielerorts finden sich weit mehr Fragmentierungen und Regionalisierungen, bestimmt von einem «Narzissmus der kleinen Unterschiede», innerhalb des Islam beispielsweise als Konflikt zwischen Sunniten und Schiiten, ferner zwischen der Land-

und der Stadtbevölkerung und zwischen «hochorthodoxen» und «aufgeklärten» Muslimen. Vor allem pflegen Kulturen sich entlang transkultureller Faktoren auszudifferenzieren wie Alter, Geschlecht und Beruf, soziale und politische Einstellung, Siedlungsweise, Geographie und Klima. Daraus ergeben sich kulturübergreifende Gemeinsamkeiten und zugleich innerkulturelle Unterschiede. Ihretwegen ähneln jugendliche Grossstädter aus Westeuropa mehr denen aus Osteuropa, Japan und China als der älteren, auf dem Land lebenden Generation des eigenen Kulturkreises. Und in diesen andersartigen Unterschieden könnte sich heute der grössere Konfliktstoff verbergen.

Dass eine Fülle von Gewalt durch Konflikte zwischen Kulturen mitverursacht ist, soll nicht bestritten werden, auch nicht, dass es für die Konfliktlösung nicht eine einzige Strategie gibt. Die grenzüberschreitende Kooperation dürfte aber aus drei Gründen zu den erfolgversprechendsten Strategien gehören: Erstens setzt sie sich ein bescheidenes, daher realistisches Ziel. Die Kooperation findet im kleinen Massstab und fernab von den Kapitalen statt, die ihre Besonderheit und Andersheit häufig eifersüchtig verteidigen. Zweitens folgt die Kooperation flexiblen Prinzipien; mit dem Verzicht auf fein ausbuchstabierte Regeln zwingt sie anderen Regionen nicht Rezepte auf, die kulturelle Besonderheiten unterdrücken. Drittens lehnt sie jede missionarische Offensive ab. Sie sagt schlicht: «Kommt und seht», wie die Kooperation funktioniert und welche Vorteile sie hat. Wer dann feststellt, wie alle Seiten profitieren, kann sich dem Vorbild der Kooperation schwerlich entziehen. ┘

Otfried Höffe, Philosophieprofessor, leitet die Forschungsstelle *Politische Philosophie* an der Universität Tübingen und ist ständiger Gastprofessor für Rechtsphilosophie an der Universität St. Gallen. Zuletzt erschienen *Lebenskunst und Moral. Oder macht Tugend glücklich* (2007) und *Wirtschaftsbürger, Staatsbürger, Weltbürger. Politische Ethik im Zeitalter der Globalisierung* (2004), beide im Beck Verlag, München.

Barents Institute: www.barentsinstitute.org

Die Regio Basiliensis Chancen einer grenzüberschreitenden Kulturpolitik

Eric Jakob

Die «Regio Basiliensis» ist europaweit eine der ältesten Organisationen, welche sich professionell der regional-grenzüberschreitenden Vernetzung widmet. Dabei spielt die kulturelle Zusammenarbeit eine zentrale Rolle. Eine Rolle mit Zukunft, meint ihr Geschäftsführer I

Die Kulturwirtschaft werde in den Arbeitsplan des Europäischen Rates als Fixpunkt aufgenommen, kündigte der EU-Kulturkommissar Ján Figel nach einem Treffen der EU-Medien- und Kulturminister im Februar 2007 an. Dass das Thema Kultur prominenter als bisher auf der EU-Agenda zu finden sein wird, ist vor allem dem Umstand zu verdanken, dass der kulturelle und kreative Bereich einen zunehmend wichtigen Beitrag für die EU-Wirtschaft leistet. In einer im November 2006 veröffentlichten Studie der EU-Kommission wird die wirtschaftliche Bedeutung der Kultur- und Kreativbranche untersucht – mit bemerkenswerten Ergebnissen: Im Jahr 2003 entfielen auf den Kultursektor rund 2,6% des Bruttoinlandsprodukts der EU, während die Immobilienbranche 2,1% und die Chemie- und Kunststoffindustrie 2,3% beisteuerten. Das Wachstum des Sektors war zwischen 1999 und 2003 um über 12% höher als das allgemeine Wachstum der übrigen Wirtschaftssektoren. 5,8 Millionen Menschen arbeiteten 2004 im Kultursektor, was 3,1% der Beschäftigten in der EU-25 entspricht.

Die Studie geht zwar von einem weitgefassten Kulturbegriff aus, der sowohl die Pflege des kulturellen Erbes, bildende und darstellende Künste als auch Film, Radio, Fernsehen, Videospiele, Musik, Bücher und Presse bis hin zu Design, Architektur und Werbung umfasst. Insgesamt liefert sie aber eine solide Grundlage dafür, die Kulturwirtschaft aus ihrem Schattendasein herauszuholen und mit überkommenen Vorstellungen aufzuräumen. Kunst und Kultur spielen wirtschaftlich keineswegs eine marginale Rolle. Im Gegenteil, sie bieten viele qualitativ hochstehende Arbeitsplätze,

die nicht so leicht nach Fernost ausgelagert werden können. Der Kultursektor ist die Triebkraft der Kreativität, und die Kreativität ist die Grundlage für soziale und wirtschaftliche Innovationen. Auf dem Weg von der Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft hin zur Wissensgesellschaft spielt die Kultur eine Schlüsselrolle. Wenn Europa in einem Wirtschaftsbereich hinsichtlich seiner Vielfalt und Attraktivität einzigartig ist, dann ist es im Bereich der Kultur. 55% des Welttourismus gehen nach Europa. Oder wie sich Ján Figel ausdrückte: «Europa ist in der Kultur eine Supermacht.»

Die Region Basel setzt schon lange auf Kultur. Die Region Basel und die trinationale Oberrheinregion haben nicht auf diese EU-Studie gewartet, um den Wert der Kultur in wirtschaftlicher, aber auch in ideeller und sozialer Hinsicht zu erkennen. Mit dem Slogan «Culture unlimited» wirbt Basel Tourismus für eine reiche Kulturregion, die von politischen Grenzen durchzogen ist und diese zugleich überwindet. Von frühem Kunstgenuss in der Region zeugt Augusta Raurica, das grösste antike Theater nördlich der Alpen. Mittelalterliche Buchherstellung und Buchkultur wurde vor allem im Elsass zur Meisterschaft geführt. Die Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern durch Johannes Gutenberg machte Strassburg und Basel zu den ersten Hochburgen der Buchdruckerkunst. Dies wiederum lockte viele Gelehrte an, führte zu Universitätsgründungen und bildete die Grundlage für den oberrheinischen Humanismus. Zum kulturellen Erbe der Region gehören Meisterwerke der Baukunst wie die Münster von Strassburg, Freiburg und Basel. Aber auch die



Le Musée du Point de Vue, Jean-Daniel Berclaz



Baumeister von heute sind in der Dreiländerregion aktiv und stärken Basels Ruf als Architekturhauptstadt der Schweiz. Novartis baut unmittelbar an der französischen Grenze einen «Campus des Wissens» zusammen mit Architekturbüros wie Saana, Diener & Diener und Frank O. Gehry. Roche strebt in die Höhe mit einem Doppelhelix-Turm von Herzog & de Meuron. Im deutschen Weil am Rhein wird rund um das Vitra Design Museum der Architekturpark weiter ausgebaut. Basel mit seinen grossen Kunstsammlungen zählt zu den wichtigsten Museumsstädten Europas, präsentiert im Kunstmuseum die weltweit älteste städtische Kunstsammlung und lädt jedes Jahr zur global bedeutendsten Messe für moderne und zeitgenössische Kunst *Art Basel* ein. Mulhouse setzt in der Museumslandschaft am Oberrhein den Schwerpunkt auf Technik (Automobil, Eisenbahn, Electropolis). Magnet in Colmar ist das *Musée d'Unterlinden* mit dem Isenheimer Altar von Mathias Grünewald. Ferner pulsiert das Kulturleben auf zahlreichen kleinen und grossen Bühnen mit Schauspiel, Oper, Tanz und Musik. Beispielsweise bereichert der Burghof Lörrach die Region alljährlich mit seinem internationalen *Stimmen-Festival*.

Kultur überschreitet Grenzen: In der Region Basel stösst man wie gesagt schnell an Grenzen. Dementsprechend finden hier Arbeiten, Wohnen und Leben grenzüberschreitend statt. 60'000 Grenzgänger aus Baden-Württemberg und dem Elsass pendeln täglich zur Arbeit in die Region Basel. Umgekehrt besorgen viele Schweizer ihre Einkäufe im Elsass oder Südbaden, gehen dort Spargeln essen oder lassen sich mit Erst- oder Zweitwohnsitz nieder. Der Kanton Basel-Stadt mit seiner Fläche von 37 km² und 180'000 Einwohnern ist Kern einer trinationalen Agglomeration mit rund 700'000 Einwohnern, die allerdings in der übrigen Schweiz und in den Bundesstatistiken in keiner Art und Weise zur Kenntnis genommen wird. Grenzüberschreitende Zusammenarbeit in allen Bereichen der Politik, Verwaltung, Wirtschaft und Kultur ist hier eine Selbstverständlichkeit. Und die *Regio Basiliensis*, 1963 gegründet, ist europaweit eine der ältesten Organisationen, welche sich professionell der regional-grenzüberschreitenden Vernetzung widmet.

Wie in vielen anderen Bereichen darf die Oberrheinregion auch in der Kultur auf vielfältige grenzüberschreitende Errungenschaften und Projekte stolz sein:

- Seit 1997 gibt es den *Oberrheinischen Museumspass* für 98 Franken bzw. 61 Euro, der für ein Jahr Eintritt in über 170 Museen gewährt.
- *Regioartline* umfasst ein zweisprachiges grenzüberschreitendes Kunstportal auf Internet sowie ein regelmässig erscheinendes Kunstmagazin.

- Im Rahmen der *Regionale* zeigen jeweils zu Jahresende regionale Kunsthäuser aus den drei Ländern zeitgenössische Kunst.
- Das monatliche 30minütige Fernsehmagazin *Vis-à-vis* von France 3 Alsace und dem SWR Freiburg thematisiert Alltagskultur in den drei Ländern.
- Im Rahmen von *Trischola* finden grenzüberschreitender Schüleraustausch und Förderung der Mehrsprachigkeit statt.
- Das *Oberrheinschulbuch* vermittelt neben Schulstoff kulturelles Wissen zur Region.
- Seit 1993 unterstützt der Fonds *Oberrheinischer Theateraustausch* Gastspiele im Bereich Theater und Tanz.
- Die *Virtuelle Architekturhochschule Oberrhein* umfasst grenzüberschreitende Lehrangebote und Planungsprojekte.
- Die Dauerausstellung *ExpoTriRhena* im Museum am Burghof in Lörrach thematisiert Geschichte und Kultur der Dreiländer-Region.
- Im Rahmen von *Biblio3* vernetzen sich die öffentlichen Bibliotheken.

Weitere grenzüberschreitende Kulturkooperationen gibt es in den Bereichen Mehrsprachigkeit, Medien, Tanz- und Musikfestivals, Zusammenarbeit von Orchestern und Chören, trinationale Ausstellungen, Kulturtourismus, touristische Guides und Karten, Archäologie und Altertumswissenschaften, institutionelle Vernetzung von Kultur- und Geschichtsvereinen, usw.

Kulturzusammenarbeit stösst an Grenzen: Vergleicht man die Kulturzusammenarbeit mit anderen Bereichen der grenzüberschreitenden Kooperation, dann treten ein paar spezifische Aspekte hervor, welche sowohl Chancen wie auch Risiken beinhalten.

Anders als im Bereich der Verkehrsplanung, Raumentwicklung oder Umwelt hat die grenzüberschreitende Zusammenarbeit im Bereich der Kultur keinen zwingenden Charakter. Sie entspringt in der Regel nicht einer Notwendigkeit und kann häufig nicht einmal auf Kategorien wie Nützlichkeit, Synergiegewinne und Effizienzsteigerung rekurrieren, wie dies in den Bereichen der grenzüberschreitenden Wirtschafts-, Arbeitsmarkt- oder Gesundheitskooperation der Fall ist. Kulturzusammenarbeit beruht weitgehend auf freiwilliger Basis und bedarf daher einer Rechtfertigung aus sich selbst und einer eigenen Motivation der Beteiligten.

Das Kulturleben einer Region hat viele Facetten und sehr unterschiedliche Akteure. Je nach Produkt unterscheiden sich Partnerschaften, Zielpublikum und Kosten in erheblichem Ausmass. Die *Art Basel* ist global ausgerichtet, das Stadttheater regional, das Heimatkundemuseum lokal. Daher ist in der internationalen Kulturzusammenarbeit noch mehr als in anderen Bereichen eine «Koope-

ration der variablen Geometrie», eine flexible Zusammenarbeit in unterschiedlichen räumlichen Perimetern gefragt.

Bei der Konstruktion einer Brücke über den Rhein oder dem Bau einer gemeinsamen Kehrlichtverbrennungsanlage bleibt der interkulturelle Austausch weitgehend Mittel zum Zweck. Nicht so beim Einstudieren eines gemeinsamen Theaterstückes oder der Organisation einer kulturellen Begegnung, wo der interkulturelle Austausch selbst wesentliches Ziel ist. Die Ansprüche hinsichtlich der Kenntnisse der Nachbarsprache und -kultur sowie auch der aufzubringenden Empathie sind in der grenzüberschreitenden Kulturzusammenarbeit höher als anderswo.

Angesichts dieses Sachverhalts ist es problematisch, dass wir am Oberrhein genausowenig wie in Europa über einen gemeinsamen grenzüberschreitenden Medien- und Kommunikationsraum verfügen. Die medialen Welten sind nach wie vor sehr stark durch nationale Grenzen und Wahrnehmungen geprägt: Kaum jemand im Elsass oder in Südbaden interessiert sich für die Schweizer *Axpo Super League*, und umgekehrt sind auch Basler Fussballfans nicht primär auf französische und deutsche Meisterschaften fokussiert. Grenzüberschreitende Medienberichterstattung hat meist den Charakter des «Über-den-Grenzzaun-Schauens» und ist selten Ausdruck gemeinsamer Identität.

Auch wenn die EU feststellt, dass Kultur Geld wert ist, heisst dies noch lange nicht, dass es mehr EU-Geld für die Kultur gibt. Die neuen INTERREG-Förderprogramme der EU für grenzüberschreitende Zusammenarbeit ab 2007 sind ganz auf die Lissabon-Strategie zur Stärkung der wirtschaftlichen Wettbewerbsfähigkeit ausgerichtet. Ebenso die Schweizerische Eidgenossenschaft mit ihrer Neuen Regionalpolitik ab 2008. Finanzielle Unterstützungsgesuche für grenzüberschreitende Kulturvorhaben werden es trotz der neuen Einsichten in Brüssel zukünftig eher schwerer haben als bisher.

Interkulturelle Kompetenz als Erfolgsfaktor der Zukunft:

Europa ist geprägt durch eine gemeinsame Geschichte und Kultur. Europa ist aber auch immer noch geprägt durch nationale und verwaltungsmässige Grenzen. Diese Grenzen – «Narben der Geschichte» – haben häufig historische Regionen durchschnitten und Ethnien willkürlich getrennt. Über die Jahrhunderte ist so ein komplexes Geflecht von Kulturlandschaften entstanden. Die grenzüberschreitende Kulturzusammenarbeit hilft trotz der obengenannten Schwierigkeiten wesentlich mit, diese Narben der Geschichte zu heilen und den kulturellen Reichtum Europas sichtbar zu machen. Der europäische Rahmen, in welchem diese Zusammenarbeit stattfindet, garantiert, dass dabei keine neuen Grenzen entste-

hen und keine ethnisch-sezessionistischen Gelüste geschürt werden.

Europa ist tatsächlich eine Supermacht in Sachen Kultur und muss dieses globale «Alleinstellungsmerkmal» auch entsprechend nutzen. Doch sollte man den kulturellen Reichtum Europas nicht bloss anhand der Anzahl produzierter Filme, exportierter Computerspiele oder durch die Kulturgüter Europas gelenkter Touristenströme messen. Mindestens so wichtig ist dasjenige, was der kulturelle Reichtum in den Menschen bewirkt: die interkulturelle Kompetenz. Auf keinem anderen Kontinent leben derart viele Menschen auf so geringem Platz. Nirgendwo sonst ist die Zahl der Nationen und Volksgruppen höher. Auf dem Vielvölkerkontinent Europa wird der Erfindungsgeist durch die Nähe des Anderen im eigenen Land und die geistige Nähe zur Welt angeregt. Die Diversität Europas, die Sprachenvielfalt und Mentalitätsunterschiede, welche häufig auch als Schwäche und Zersplitterung wahrgenommen werden, müssen im Zeitalter der Globalisierung mehr denn je positiv gedeutet werden. Für internationale Organisationen, multinationale Unternehmen, aber auch für das Schweizer KMU, das im Ausland produziert, ist es heute eine der grössten Herausforderungen, die unterschiedlichen Kulturen, Mentalitäten und Sprachen der Partner zu verstehen, zu respektieren und gewinnbringend zu nutzen.

Neben den multinationalen Unternehmen könnten und müssten sich die grenzüberschreitenden Kulturregionen Europas noch mehr als bisher als Laboratorien interkultureller Verständigung verstehen. Mehrsprachige Studiengänge an verschiedenen Standorten, Austauschprogramme auf allen Schulstufen und in der Wirtschaft, spezifische interkulturelle Lern- und Weiterbildungskurse sowie Medienzusammenarbeit gibt es bereits, sind aber ausbaufähig – am Oberrhein und anderswo. Und es braucht möglichst viele grenzüberschreitende Begegnungsanlässe. Anders als die Brücke oder Kehrlichtverbrennungsanlage, welche als Produkt grenzüberschreitender Zusammenarbeit auch für die nächste Generation noch Bestand hat, bedarf der interkulturelle Austausch immer wieder neuer Gelegenheiten, da er nur im Vollzug zustande kommt und immer wieder neu eingeübt werden muss. ▬



Le Musée du Point de Vue, Jean-Daniel Berclaz

Kleine Medaille für Monique Ein Portrait

Martin Zingg

Sie kommt aus dem Elsass nach Basel, um Räume zu pflegen. Über Landesgrenzen. Eine Hommage an eine Wechselwirtschafterin der besonderen Art I

Ausgerechnet Saint-Louis, sagt sie, sie sagt es auf Französisch. Monique wohnt in Saint-Louis, direkt an der Grenze zur Schweiz, im Elsass. Sie ist keine Elsässerin, das muss sie immer wieder betonen. Nicht, weil sie etwas gegen die Elsässer hätte, warum auch, sie lebt schon lange hier und hat sich an sie gewöhnt, aber ursprünglich stammt sie aus Nancy. Ausgerechnet nach Saint-Louis ist sie gezogen, weil ihr Mann Maurice von hier stammt und unbedingt hier leben wollte. Und beide haben hier ihre Arbeit, hier wachsen die beiden Töchter auf, auch Moniques Geschwister hat es inzwischen in diese Ecke verschlagen. Die Mentalität sei hier anders als in Nancy, meint sie, das spüre sie immer noch, auch nach Jahren, aber dann kann sie doch nicht genau angeben, worin diese Unterschiede denn liegen. «Diskretion», meint sie, möglicherweise seien die Lothringer halt doch etwas zurückhaltender als die Elsässer, aber Beispiele wollen ihr gerade nicht einfallen, es sei eher ein vager Eindruck.

Sie hat eine Ausbildung als Krankenpflegerin absolviert. Diese Arbeit hat sie aber schon bald nach der Geburt der ersten Tochter aufgegeben, das ist zwanzig Jahre her; schlechte Bezahlung, unmögliche Arbeitszeiten. Seither putzt sie, bei einigen Schweizer Familien, viele sind es nicht, und seit bald zwei Jahren arbeitet sie auch in der Wäschereiabteilung eines Behindertenheimes, meistens an der Bügelmaschine.

In der Schweiz, das schabt an ihrem schlechten Gewissen, kann sie fast immer damit rechnen, dass man ihre Sprache versteht. Ihr Deutsch reicht gerade für das Allernotwendigste, und wenn sie ohne das Wenige auskommt, ist es ihr recht. Alle paar Monate erklärt sie mir in der Küche, beim gemeinsamen Kaffeetrinken, sie wolle nun doch endlich mal einen Kurs besuchen, das sei ja peinlich, was sage sie, que dis-je, une honte, c'est honteux, eine Schande sei das, dass sie kein Wort Deutsch könne. Und sie erklärt mir auf Französisch, dass sie ja überall verstanden werde. Es ist darum nicht anzunehmen, sage ich ihr, dass sich das je ändern wird, es gibt keinen zwingenden Grund dafür. Sie lacht. T'as raison.

Das bisschen Deutsch reicht ja wirklich für ihre Einkäufe. Ihre Möbel beispielsweise besorgt sie sich am liebsten in Deutschland. Gleich neben der Grenze, die als solche kaum mehr wahrzunehmen ist, weil man einfach so durchfahren kann, weiss sie einen Möbelladen, der Sachen führt, wie sie und ihr Mann in Frankreich bisher noch nicht gesehen haben. So schön. Und: so preiswert. Gäbe es diese in Frankreich, wären sie nie so billig, sagt sie. Über Preise weiss Monique gut Bescheid, sie vergleicht immer wieder die verschiedenen Angebote in Frankreich, Deutschland und der Schweiz. Die Regio ist für sie ein riesiges Einkaufszentrum. Schokolade beispielsweise besorgt sie sich in der Schweiz, und dann nicht irgendwelche. Was sie

aus dem Grossverteiler mit den preiswerten Aktionen nach Hause bringt, gibt es in Frankreich nicht. Jedenfalls nie so gut und nie so günstig. Crème fraîche hingegen holt sie in Deutschland, in Weil, im Marktkauf, dort sei das einfach preiswerter als anderswo. Gemüse und Früchte nur in Saint-Louis, aber auch da hat sie die Wahl. Und die Zigaretten besorgte sie sich früher in der Schweiz. Im Moment versucht sie allerdings loszukommen von ihrer Nikotinsucht. Seit sie fünfzehn ist, seit bald einem Vierteljahrhundert, ist sie Raucherin. Nun hat sie ein Pflaster auf der Schulter und in der Manteltasche eine Art Zigaretten-Surrogat, sozusagen Stroh, nikotinfrei, aber auch frei von jedem Geschmack. Ja, und weil sie nicht mehr raucht, dafür aber zunimmt, geht sie auch nicht mehr in den Grossverteiler, der kürzlich aufgekauft worden sei von einem noch grösseren Verteiler, das hat sie mitgekriegt. Dort habe sie immer stangenweise Zigaretten gekauft, und jedes Mal auch St. Galler Schüblig. Den hat ihr Mann so gern. Gibt es in Frankreich nirgends, St. Galler Schüblig, den wird sie ihrem Mann erst wieder besorgen, wenn sie von Zigaretten losgekommen ist, das kann noch eine Weile dauern.

Saint-Louis ist doch wunderbar gelegen, sage ich ihr einmal. Nein, das sei eigentlich kein gemüthlicher Ort, sagt sie. Neulich, während sie alle vier weg waren, an einem Fest in der Nähe, seien zwei Jugendliche ins Haus eingebrochen, Fahrende. Woher sie weiss, dass es Fahrende waren? Nachbarn haben zufälligerweise beobachtet, wie die beiden Jungen in den Garten eingedrungen sind und sich mit einem Schlag die Kellertüre geöffnet haben, sie dachten, das seien vielleicht copains der beiden Töchter. Die hätten so getan, als gingen sie hier ein und aus. Als sie das Haus wieder verliessen, hatten sie alles schnell Veräusserbare eingesteckt. Gold, Silber. Schmuck, aber auch eine kleine Medaille, die Maurice einmal bekommen hat, eine Auszeichnung, in Frankreich gibt es viele Auszeichnungen, für vieles. Gibt es das in der Schweiz denn nicht, diese Auszeichnungen? Diese Medaillen? Nein, beginne ich vorsichtig, aber auch das, so scheint mir, hat sie schnell verstanden. Les Suisses n'ont pas besoin de ça, meint sie. Dabei hätte gerade sie eine Medaille sehr wohl verdient. ─

Martin Zingg, 1951 in Lausanne geboren, lebt in Basel. Mitarbeit in Zeitungen, Zeitschriften und beim Radio. Gab zusammen mit Rudolf Bussmann 25 Jahre lang die Literaturzeitschrift *drehpunkt* heraus. Verschiedene Veröffentlichungen, zuletzt: *Folgendes: Otto F. Walter über die Kunst, die Mühe und das Vergnügen, Bücher zu machen* und *Was am Ende bleibt, nur das*, mit Radierungen von Stephanie Grob. 2007 gibt er unter dem Titel *Winterblume* eine Sammlung der Rezensionen von Martin Walser heraus.

Von Lörrach bis Liestal

Das Festival STIMMEN

Wolfgang Göckel

Während vier Sommerwochen ›bespielt‹ Lörrach die Agglomeration Basel mit Musik der Welt. Das Festival STIMMEN

findet jährlich auf ausgewählten Bühnen in Deutschland, Frankreich und in der Schweiz statt. Dank unermüdlichen

Veranstaltern und Organisatoren, die das Dreiländereck in Stimmung bringen |

Lörrach zählt 47'000 Einwohner und verdankt das Prädikat ›Wohlfühlstadt‹ in erster Linie Leuten wie Helmut Bürgel. Er ist Kulturreferent der Stadt und Geschäftsführer sowie künstlerischer Leiter des Veranstaltungshauses *Burghof*, das als *Haus der Stimmen* in der Kulturlandschaft des Rheinbogens ziemlich einzig dasteht. Nebenbei und doch mit hohem Einsatz organisiert das Burghof-Team schon im 14. Jahr STIMMEN, mit offenen Ohren für das musikalische Geschehen weltweit, abseits des Mainstream. Die Wochen des Festivals werden zur besten Gelegenheit, die Regionen des Dreilands und seine aussergewöhnlichen Orte zu erkunden. Zum Beispiel das stillgelegte Walzwerk in Münchenstein/Baselland. Im heissen Juli 2006 verwandelte das Lörracher Burghof-Team die Halle des Walzwerks in einen Konzert- und Theaterraum. Das *Theater der 5. Strasse* aus Istanbul eröffnete STIMMEN im Walzwerk und erzählte in Liedern, wie Menschen und Völker sich bedrängen und vernichten – nur weil Religion, Sprache und Kultur anders sind.

STIMMEN im Walzwerk zeigt, wie eine aussergewöhnliche Zusammenarbeit über die Grenze hinweg funktioniert. Es kooperieren der *Burghof Lörrach* und *kulturelles.bl*, eine Abteilung der Erziehungs- und Kulturdirektion Basel-Landschaft. Die Partner sind Helmut Bürgel und Niggi Ullrich, Kulturbeauftragter des Kantons Baselland. Bürgel wollte 2006 Musikkulturen der Türkei in den Mittelpunkt des Festivals rücken, und Ullrich legte ihm diesen spektakulären Schauplatz in Münchenstein ans Herz. Dort verdienten einst Hunderte türkischer Arbeiter neben Schweizern ihr Brot. Jetzt ist das Industrieareal im Umbruch, wandelt sich

zum kulturellen Biotop und zieht findige Handwerker, Künstler und Kleinunternehmer an.

Im Herbst 2005 war die Idee für den neuen STIMMEN-Ort Walzwerk geboren. Im Februar 2006 reisten Helmut Bürgel und Susanne Göhner – sie ist die zweite Geschäftsführerin im *Burghof* – zusammen mit ihrem Berater Burhan Öcal nach Istanbul. Sie recherchierten, hörten, besprachen sich mit Künstlern und Agenturen und entwickelten Ideen, wer mit welchem Programm im Walzwerk auftreten könnte. Ebenfalls früh im Jahr machte sich Marion Schmidt-Kumke für den *Burghof* auf die Suche nach weiteren Projektpartnern fürs Walzwerk. Der technische Leiter von *Burghof* und Festival, Mark Searle, entwickelte ein Konzept, wie die Halle sich für STIMMEN einrichten liesse. Niggi Ullrich hatte sich notiert, wo im Kanton Baselland noch Kontakte zu knüpfen und Türen zu öffnen wären. Alle Fäden, die ein 20köpfiges Burghof-Team und Niggi Ullrich von Februar bis Juli 2006 spannen, wurden in der Woche vor dem Start im Walzwerk zusammengeknüpft.

Gemeinsam neue Ideen prüfen: STIMMEN sei ein begehrter Partner, versichert Niggi Ullrich. «Man weiss, was die können.» Ullrichs Anspruch an Kulturarbeit würde es allerdings nicht genügen, beim *Burghof* ein Konzert für den Sommer zu bestellen und die Dienstleistung zu bezahlen. Jedes Jahr prüfen er und Helmut Bürgel neue Ideen und formen Projekte wie 2005 den *Weg der Stimmen*: Er führte Festivalbesucher zuallererst auf die Jura Höhen ins Kloster Schönthal zum baskischen Sänger Beñat Achiary, an weiteren Tagen ins Kloster Dornach, in die Kirchen von Arlesheim und

Muttenz, schliesslich über die französische Grenze zur romanischen Abteikirche Ottmarsheim und nach Deutschland zum Wasserschloss Inzlingen. Im Jahr 2006 ermöglichten 135'000 Franken Zuschuss von *kulturelles.bl* die *STIMMEN im Walzwerk* und zwei weitere Projekte in einem auf 32 Tage angelegten Festival-Programm. 3 *Schwestern*, das waren berührende geistliche Gesänge dreier Weltreligionen in den erhöht über dem Rheinknie liegenden Kirchen von Obertüllingen, Bettingen und St. Chrischona, der Sage nach gegründet von drei Schwestern. Künstlerisch ebenso anspruchsvoll und doch völlig anders war *Afterschock*: Das Festival brachte sorgfältig ausgewählte Musiker des Dreilands für einige Tage mit dem indisch-stämmigen Komponisten, Klangbastler und Bandleader Nitin Sawhney zusammen und reservierte ihnen für ein Abschlusskonzert die grosse Bühne auf Lörrachs Marktplatz.

2007 ist Amerika zu Gast bei *STIMMEN*, und erneut spannen *kulturelles.bl* und *Burghof* zusammen. Sie haben den Stimmkünstler Bobby McFerrin und sein Ensemble *Voicestra* engagiert. Sie arbeiten eine Woche im Juni in Arlesheim mit Schülern, jungen Sängerinnen und Sängern aus der Region und geben mehrere Konzerte, eines im Burghof Lörrach am 24. Juni, eines am 30. Juni auf dem Domplatz in Arlesheim. Solche Workshops mit Könnern sind fester Bestandteil des Festivals. 2007 bietet *STIMMEN* zwölf Kurse in der *SommerWerkstatt Gesang*.

Das Know-how aus Lörrach nutzen: Im Grunde müsste logisches Denken genügen, um an einer Grenze gemeinsame Sache zu machen. Doch so intensiv wie hier kann das nur geschehen, wenn es auch im Zwischenmenschlichen passt. Helmut Bürgel und Niggi Ullrich eint die Lust auf Neues und eine Leidenschaft für Musik. Ihr «Zusammenspiel» dauert bereits länger als ein Jahrzehnt. Es begann 1995 mit einem trinationalen Projekt zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Dann stieg der *Burg-*

hof Lörrach bei der von *kulturelles.bl* geschaffenen Programmreihe *Wintergäste* mit ein. Das sind szenische Lesungen zu Beginn jedes Jahres, die Niggi Ullrich 2007 mit *Die Russen sind da* überschrieb: Tolstoj, Pasternak und Kollegen, morgens im Burghof Lörrach gelesen, am Nachmittag des gleichen Tages auf Schweizer Seite in Liestal.

Weniger eng ist das Zusammenspiel des *Burghofs* Lörrach mit dem Kanton Basel-Stadt. Tradition haben zwar die *STIMMEN*-Abende im malerischen Wenkenpark von Riehen, der Landgemeinde des Kantons; Wolfgang Graf vom *Kulturbüro Riehen* ist dort Partner des *Burghofs Lörrach*. Doch in der Stadt Basel baut *STIMMEN* nur sporadisch eine Bühne auf, zuletzt 2005. Da stellte Helmut Bürgel mit Michael Koechlin, Leiter des Ressorts Kultur im Basler Erziehungsdepartement, und Urs Schaub, Direktor des Kulturzentrums Kaserne, das *Urban Village* aufs Kasernen-Areal – drei Tage mit Artists in Residence von vier Kontinenten, mit farbigem Basar und tagsüber Grateintritt. Bis 2001 hatte Basel noch sein eigenes Festival *Musik der Welt*. Ein gutes Musikfestival im Sommer gehört für Michael Koechlin zur kulturellen Grundversorgung einer Stadt wie Basel – und warum dafür nicht das Know-how aus Lörrach nützen? Für eine Kooperation werben auch immer wieder Basler Medien. Siegfried Schibli zum Beispiel urteilte in der *Basler Zeitung*: Was kulturell interessierte Menschen in Basel an Festivals strickten, reiche nicht an die Tatkraft, den Spürsinn und die Professionalität der Festival-Macher in Lörrach heran.

Kurze Wege zu langen Geschichten: Aus der Absicht Michael Koechlin's, *Urban Village* alle zwei Jahre in den Kulturkalender zu schreiben, im Wechsel mit dem Theaterfestival *Welt in Basel*, ist noch nichts geworden. Das dreitägige Fest auf dem Kasernen-Areal war 2005 finanziell noch nicht erfolgreich. Weil Helmut Bürgel vorsichtiger kalkulieren muss, deshalb auch weniger Spielorte vor-



Le Musée du Point de Vue, Jean-Daniel Berclaz

sieht, macht *STIMMEN* 2007 voraussichtlich gar nicht Station in Basel. Gleichwohl können Basler das Festival auskosten, die Wege sind kurz nach Lörrach, Arlesheim und zu anderen Spielorten dieses Jahres: einfach in die Regio-S-Bahn oder ins Tram steigen, und vielfach reicht das Velo. In Lörrach vertieft im übrigen auch das *Museum am Burghof* das Bewusstsein für den gemeinsamen Lebensraum am Rheinknie. Erstmals präsentierte das *Museum am Burghof* 1995 trinationale Regio-Geschichte in der Ausstellung *Nach dem Krieg*, gemeinsam mit dem Kantonsmuseum Baselland in Liestal sowie dem *Musée Historique* in Mulhouse, in drei parallelen Ausstellungen. 1998 folgte mit

Nationalität trennt, Freiheit verbindet ein ähnliches Projekt zur Demokratischen Revolution von 1848. Weil es nicht möglich war, nach diesen Folgen die drei regionalen Museen auf Dauer konzeptionell zu verbinden, eröffnete Markus Moehring 2002 im sanierten *Museum am Burghof* die *ExpoTriRhena*, eine permanente Ausstellung zum Dreiland und seiner Geschichte. ─

Wolfgang Göckel lebt in Lörrach und arbeitet als freier Journalist in der Agglomeration Basel.

Burghof Lörrach: www.burghof.com
kulturelles.bl: www.kulturelles.bl.ch





Le Musée du Point de Vue, Jean-Daniel Berclaz

Hängende Gärten, Palmen und Eichenlaub

Die Regio Insubrica

Patricia Arnold

Isubrien ist kein Land, sondern Tradition und Versprechen. Eine wirtschaftliche und kulturelle Region, die im Seengebiet der südlichen Schweiz und des nördlichen Italien liegt. Die Arbeitsgemeinschaft «Regio Insubrica» und die «Fondazione Novalia» wollen dem gemeinsamen Kulturerbe eine lebbare Zukunft sichern |



Rot glüht ein Gebirgsmassiv in der untergehenden Sonne. Die schmale Mondsichel ruht wie selbstverständlich auf einer Bergkette. Weisse Pfauen schlagen ihre Räder im Schlosspark. An der Uferpromenade wiegen sich Palmenblätter sanft im Wind. Im Herbst fällt in Wäldern Eichenlaub. Azaleen, Kamelien, Magnolien und Zypressen duften und blühen in sommerlichen Gärten. Auf Postkarten können Landschaften und Natur nicht schöner und auch nicht kitschiger sein als die Wirklichkeit in Insubrien. Bei seiner Ankunft in diesem Landstrich war der Literat Hermann Hesse jedes Mal *«vom Anhauch des wärmeren Klimas, den ersten Lauten der klangvollen Sprache, den ersten Rebenterras-*

sen und ebenso von den schönen Kirchen und Kapellen» berührt.

Auf diesem Fleckchen Erde geht raue Gebirgsschwere in mediterraner Leichtigkeit auf. *«Das halte-ich-nicht-aus-Wetter»* nennen Einheimische die glasklaren Tage im Frühling, Herbst und Winter. Die Umrisse der Berge heben sich dann scharfschnittschon vom azurblauen Himmel ab. Bei subtropischer Feuchtigkeit im Sommer verliert die Landschaft ihre körperhaften Konturen. Als erhaben bezeichnete der englische Maler William Turner im 18. Jahrhundert das Szenarium. Künstler aller Epochen, Leonardo da Vinci, Alessandro Manzoni, Antonio Fogazzaro, Carlo Emilio Gadda,

Stendhal, Flaubert, Balzac, sie alle waren diesem anmutigen und zugleich bizarren Ambiente verfallen.

Kelten, Römer und Hollywoodstars: Gestresste Manager, Hollywoodstars und Modedesigner lassen sich heute gerne in dieser Gegend nieder. Jedes Jahr stehen Zehntausende Autofahrer mehr oder weniger geduldig in Autoschlangen. In Insubrien wollen sie ihren Urlaub verbringen. Der Tourismus ist die wichtigste Einnahmequelle dieses Raums, in dem etwa 2,5 Millionen Menschen leben. Zersiedlung, brutale Modernität schlugen jedoch tiefe Wunden in die grandiose Natur.

Aber wo genau liegt dieses Insubrien? Dieses Land existiert überhaupt nicht, jedenfalls nicht unter politischen Aspekten. Die Region erstreckt sich zwischen Alpen, den Flüssen Adda, Po und Tessin sowie dem Comer und Luganer See, dem Lago Maggiore und Dutzenden anderer Gewässern. In dieses Territorium drang in den Jahrhunderten vor Christi Geburt ein keltisches Volk vor, das die alten Römer Insubrer nannten. Dieser Stamm gründete Mediolanum, das heutige Mailand, und auch das Tessiner Städtchen Locarno. Insubrien war grün und fruchtbar und gilt seit jeher als eine «Via delle gente», eine Strasse der Völker. Wer hier durchzog, hinterliess Spuren: romanische Kirchen, mittelalterliche Befestigungsanlagen, Renaissancebauten, Jugendstilvillen, Parkanlagen.

Strategiebüro für die Zukunft: Auf dem Gebiet dieses antiken Landstrichs wirkt seit 1995 die schweizerisch-italienische Arbeitsgemeinschaft *Regio Insubrica*. Der Körperschaft gehören der Südschweizer Kanton Tessin, die italienischen Grenzprovinzen Como, Varese, Verbania-Cusio-Ossola und seit dem vergangenen Jahr auch die Provinzen Lecco und Novara an. Mehr als 200 Mitglieder schlossen sich in diesem Verbund zusammen, Politiker, Vertreter öffentlicher und privater Einrichtungen. Sie fördern Kultur- und Bildungsaustausch, entwickeln Pläne für den Ausbau des Tourismus, initiieren neue Verkehrswege.

«Strategiebüro für die Zukunft» nennt Generalsekretär Roberto Forte die Initiative *Regio Insubrica*. Im offenen Diskurs zwischen dem Tessin und den oberitalienischen Grenzprovinzen sollen neue Energien freigesetzt und Weichen für ein lebenswertes Umfeld gestellt werden. Viele Probleme müssen in der Region gelöst werden. Urbanistischer Wildwuchs und immenses Verkehrschaos drohen eine einmalig schöne Landschaft zu zerstören.

Tausende Norditaliener passieren jeden Tag die Staatsgrenze, um im Tessin zu arbeiten. In ihrem Land mangelt es an Arbeitsplätzen. Löhne und Gehälter sind zudem in der Schweiz höher. Der rege Grenzverkehr verursacht beängstigende, grossstädtische Luftverschmutzung. Angeschoben von

Regio Insubrica, unterschrieben unlängst der Südschweizer Kanton sowie die italienischen Regionen Lombardei und Piemont ein Protokoll, in dem sie versprechen, gegen diese Umweltbelastung vorzugehen. Umständliche Bürokratie und Geldmangel auf beiden Seiten verhindern allerdings schnelles Eingreifen. Daran kann auch das Engagement von *Regio Insubrica* nichts ändern. Die Körperschaft kann nur Anstösse geben. Handeln können allein die Politiker in ihrer Runde. Der Einsatz schadstoffarmer öffentlicher Busse, die im Stundentakt im Grenzgebiet verkehren, wird wohl deshalb noch lange ein Traum der vielen Pendler bleiben.

Gegen Kirchturmspolitik: Wissenschaftler sind da schon einen Schritt weitergekommen. Gemeinsam arbeiten Experten zum Beispiel an der Entwicklung von Breitband- und Glasfasertechnologien. Auch auf dem Gebiet der medizinischen Forschung funktioniert Kooperation. Für die Ausbildung befürworten Fachleute eine gemeinsame medizinische Fakultät. Zu einer italienisch-schweizerischen «Facoltà di Medicina Insubrica» liesse sich ihrer Meinung nach die Universität von Varese ausbauen. Die Idee grenzüberschreitender Ausbildung für Ärzte und andere medizinische Berufe gefällt einem Hausarzt aus dem piemontesischen Grenzgebiet. Er befürchtet allerdings, dass gleichberechtigte Auswahlkriterien unmöglich seien. Da es wenig Ausbildungsplätze gebe, würden die «Menschen in ihren Köpfen neue Grenzbarrieren» errichten, Nationalstolz und Angst vor Identitätsverlust hemmen Zusammenarbeit. «Ausgeprägter Individualismus», so Generalsekretär Forte, «lässt sich nur sehr, sehr langsam abbauen.» Kirchturmspolitik, davon ist der Anwalt überzeugt, habe aber in einer globalisierten Welt bald keine Chance mehr. Zu seiner Devise machte er einen alten Slogan: «Gemeinsam sind wir stark.»

Die Fondazione Novalia: Im Bewusstsein der Bewohner ist *Regio Insubrica* auch nach 17 Jahren noch nicht präsent. Wenn sie die Einrichtung überhaupt kennen, sprechen sie von einem «Hirngespinnst». «Diese Idee ist keine Flause», widerspricht vehement die Architektin Matilde Pugnetti aus dem oberitalienischen Grenzstädtchen Cannobio. Den Gedankenaustausch mit Kollegen, Denkmalschützern, Künstlern und Kunstkritikern in der Südschweiz pflegt sie seit Jahren. Wer durch die Region fahre, sagt sie, sehe doch auf Anhieb die gemeinsamen Wurzeln. Die Architektur, die Baustile in den Dörfern und Gemeinden diesseits und jenseits der Grenze gleichen sich wie Zwillingsschwister. Streng und nüchtern sind romanische Kirchen, in Ortskernen schmiegen sich Häuschen aus Stein eng aneinander, prächtige Jugendstilvillen in grosszügig angelegten Parkanlagen verströmen den Charme einer anderen Zeit, im Tessin wie in den oberitalienischen Grenzprovinzen.

Als Präsidentin der *Fondazione Novalia* wirkte Matilde Pugnetti Insubrica. Die grenzüberschreitende Stiftung beschäftigt sich mit einem bislang wenig diskutierten, aber brisanten Thema: dem Restaurieren, dem Wiederherstellen von Bau- substanz aus dem 20. Jahrhundert sowie der Pflege von Landschaften, die in dieser Zeit entstanden sind. Durch die Erfindung neuer Baumaterialien, wie zum Beispiel Zement, veränderte sich im vergangenen Jahrhundert die Bauweise und gleichzeitig vernichtete hemmungsloses Fortschritts- streben wertvolle Natur. Die *Fondazione Novalia* bringt Fachleute, Studenten und Menschen, die an dieser Problematik interessiert sind, an einen Tisch. Novalia organisiert «Wanderkongresse», Teil- nehmer des internationalen Symposiums ziehen an den vier Veranstaltungstagen durch Insubrien. 2007 reisen sie vom lombardischen Mailand ins piemontesische Stresa, und von dort geht es per Schiff auf dem Lago Maggiore nach Ascona im Tessin. Unterwegs werden architektonische Ver- brechen und Landschaftszerstörung sichtbar. «Das Territorium» ist der Leitfaden für die Veranstaltung in diesem Frühjahr. «Es ist höchste Zeit, den *Nieder- gang der Umwelt zu bremsen*», sagt Matilde Pugnetti. Lebensqualität, körperliches und seelisches Wohl- befinden würden schliesslich von einem harmo- nisch gestalteten Ambiente abhängen.

Ideen statt Bürokratie: Ideen überschreiten Gren- zen schneller als die Bürokratie. Fassungslos war der *Regio Insubrica*-Generalsekretär Forte, als er auf Tessiner Landkarten stiess, auf denen der Lago Maggiore an der Schweizer Grenze endete, am- putiert von seiner weit grösseren Ausdehnung auf italienischer Seite. Eine deprimierende Ent- deckung. Insubrien ein Trugbild? Im Abwind kräuselt sich der See. Sanft schlagen Wellen an das Ufer. Aus hängenden Gärten wu- chern üppiges Grün und bunte Blumen. Blaskapel-

len spielen bei Dorffesten zum Tanz auf. Im Herbst werden Kastanien geröstet und in grossen Kübeln Polenta gerührt. Ein grosses Kulturerbe und ge- meinsame Traditionen verbinden die Menschen in der Region des antiken Insubrien. Die Arbeits- gemeinschaft *Regio Insubrica* und die *Fondazione Novalia* wollen dieses Erbe in eine lebensnahe Zukunft tragen. ─

Patricia Arnold lebt seit mehr als zehn Jahren am Lago Maggiore, Italien. Sie war bis 2003 Korrespondentin im ARD-Hörfunkstudio Rom und arbeitet zur Zeit als freie Journalistin im Norden des Landes.

Die *Fondazione Novalia* hat ihren Sitz an der Via Umberto I 56 28822 Cannobio (VB), Italien,
www.fondazionenovalia.org
e-mail: fondazionenovalia@libero.it
Tel.: 0039 3401611732

Das Sekretariat der *Regio Insubrica* befindet sich an der Via Gottardo 1, Mezzana, Postfach 325, CH-6838 Balerna
www.regioinsubrica.org
e-mai: info@regioinsubrica.org
tel. 0041 91 6820017



Le Musée du Point de Vue, Jean-Daniel Berclaz

Wohnung im Bergell – Atelier im Valchiavenna

Ein Passgang mit dem Künstler Bruno Ritter

Andreas Bellasi

Der Ort des Künstlers sei das «Dazwischen», hört man oft. Beim Kunstmaler Bruno Ritter kann man das wörtlich nehmen. Der Bündner Journalist Andreas Bellasi hat sich mit ihm auf seinen täglichen Arbeitsweg gemacht. Von hier nach dort, über Höhen und Tiefen |



Grandios. Und überwältigend. Im zweifachen Wort-sinn. Dies ist die erste Wahrnehmung. Von oben betrachtet. Mit Schaudern. Oder hell begeistert. Von Norden her, wo es dem Engadin jenen herben Kontrapunkt setzt, den niemand erwartet und alle verblüfft, von da wurde das Bergell immer wieder besungen und gefeiert. In Prosa und Versen. Als kürzeste Verbindung zwischen Waldgrenze, alpiner Welt und südlicher Vegetation, milder Wärme. Dabei lenkt die Dramatik der Gebirgsriegel davon ab, eine Sprach- und mithin Kulturgrenze wahrzunehmen. Sie verläuft unscheinbar mitten durch den Lej da Segl/Silsersee.

Noch scheut kein Schatten die Schauenden. Maloja, der Pass, der keiner ist, liegt ganzjährig im Licht. Umso abgründiger gähnen die jäh abstürzenden Felsschründe dem Auge. Jetzt fällt die Strasse über siebzehn kühne Kehren auf einer Kürze von sechs Kilometern schroffe zweihundert Höhenmeter in den Talkessel von Casaccia ab. Weitere markante Talstufendrifte folgen. Und lassen die Jahreszeiten hinter sich.

Je tiefer das Tal, je höher der Horizont, umso weniger bescheint im Winter die Sonne die Dörfer. Nach Stampa, dem Herkunftsort der Künstlerdynastie Giacometti, weitet sich das Tal. Ein biss-

chen nur. Noch entlassen es die Gebirgsflanken nicht ins wärmere Licht. Und das bleibt vorderhand auch bloss Idee.

Darum hält sich das geflügelte Wort: Dem Bergell seien deshalb so viele Künstler erwachsen, «*weil es so wüst ist, weil man hier nicht leben kann, wenn man nicht Kunst macht*».

Gestein: Gegenwärtig ist im Bergell tatsächlich nur das Gebirge. Der Rest ist Vergangenheit. Ruhmvolle Geschichte. Davon zehrt das Tal.

Das Aufbäumen der Bergeller Gipfel gehört erdgeschichtlich zum jüngsten alpinen Geschehen. Und das Gestein ruht auch dato noch keineswegs gefestigt. Allgegenwärtig ist darum auch der Bergsturz. Etliche Dörfer, zumal im Valchiavenna, sind auf deren Schuttkegel gebaut. Und die offenen Abbrüche im Fels datieren alle aus jüngster Zeit. Auch die Verbauungen, welche vor dieser brüchigen Melange schützen sollen. Die Leute verharren. Felsverbunden. Ihre Wurzeln stecken tief im Gestein. Wer den Berg nicht flieht, geht in ihm auf. Wird selber Teil des Gesteins. Bruno Ritter sieht das allgegenwärtige Gebirge eidetisch erotischer. Der Grenzpendler malt in den Farben des Tals: gelb, orange, braun, grün und blau. Verkrümmte Leiber. Erratische Glieder. Der Berg wird Frau. Die Felsen: Schenkel, Bauch und Brüste. Reduziert bis zum Torso. «*Weil es kein Entrinnen gibt*.»

Dazu strahlen die Talflanken. Verstrahlen Radon, das radioaktive Edelgas, das beim Zerfall von Radium entsteht und aus Poren und Rissen im Gestein strömt. Weil es zu den jüngsten geologischen Formationen gehört, ist das Bergell oder Valchiavenna eine der hochradioaktivsten Gegenden Europas. Worüber freilich nicht gesprochen wird. Weil die Gefahr schweigend gebannt werden soll.

Demut und Depression: Aber Bruno Ritter, der Grenzgänger, redet davon. Weil es ihn fasziniert.

Und lacht. Mit schelmischem Sarkasmus. Der Künstler, 1951 geboren und in Schaffhausen an der Grenze aufgewachsen, wanderte vor 25 Jahren, weil ihn die Schweiz vergraulte, ins Valchiavenna aus. Heute arbeitet er in Chiavenna und pendelt täglich die 1500 Höhenmeter auf der Kurzstrecke von 32 Kilometern zwischen Maloja und Chiavenna und zurück. Was, sagt er, manchmal nicht im Kopf auszuhalten sei. Atmosphärische Wechselbäder, die sich in seiner expressiven Malerei wiederfinden.

Die Landschaft bleibt konstant. «*Wenn man sich mit ihr auseinandergesetzt und sie akzeptiert hat*.» Aber die Stille trägt. Es ist ein nervöses Tal. Untergründig rumort eine ständige Erosion. Der Pendler zwischen den Grenzen merkt es den Leuten an. Sie sind unsicher, geben sich nicht preis. Nicht bloss die Alten gehen gebückt. Und sie bücken sich nicht nur beim Kastanienlesen. Sie gleichen der Landschaft. Der Berg hat sie gebeugt. In Demut ergeben sie sich dem Leben. Und deklinieren es mitunter bis zur Depression. «*Die gebückte Körperstellung ist die Vorahnung des definitiven Sturzes*.» Sagt Bruno Ritter.

Aber wer im Tal überleben will, ignoriert die Bedrohung. Verdrängt. Bergler wähen sich immer stärker als der Berg. Oder sie ziehen weg, wandern aus. Und schleppen ihre Heimat im mentalen Rucksack ein Leben lang mit sich herum.

Pendeln bedeute ihm, Kontraste und Spannungen auszuhalten. Während in Maloja zumal winters arktische Kälte klirrt, gaukelt das Ambiente in Chiavenna die Farben lieblicher. Ritter malt nicht Landschaft. «*Die Berge sind vehement da. Darum kann ich sie nicht idealisieren. Aber*», sagt er, «*sie sind mein Hintergrund*».

Heimweh: Der Bergler lässt sich nicht leicht umpflanzen, in andere Erde verpflanzen. Er bleibt seiner Herkunft verwurzelt. Verhaftet über weite Distan-

zen. Nur Diego Giacometti kappte seinen Wurzelstock. «*La campagna, che bel merd*», höhnte er in Paris.

Arbeit, so es nicht bäuerliche ist, war seit jeher rar im Tal. Also pendeln die meisten Bergeller. Viele tagsüber ins Engadin, von dem das Tal ökonomisch abhängig ist. Etliche verschlug es ins fernere Unterland. Aber zum Wochenende kehren sie heim. Die Seele pendelt indes nie. Ist nicht da und andernorts zu Haus. Darum plagt das Heimweh. Und Heimwehkehrer sind sie alle.

Das Bargaiot, «Scharnieridiom» zwischen dem Rätoromanischen und dem Lombardischen, konserviert das Erbe. Bleibt die Sprache der Gemeindeversammlungen. Zugezogene, Fremde haben sich ihr anzupassen. Bloss kirchlich ertönt kein Taldialekt. Das helvetische Bergell ist als einziges Gebiet im italienischsprachigen Kulturraum reformiert. Bekehrt zum neuen Glauben im frühen 17. Jahrhundert durch religiöse Flüchtlinge, zumal Waldenser, aus Italien. Auch die heutigen Seelsorger im Tal sind Italiener.

Dasein und Durchreise: Dass das Bergell überhaupt besiedelt ist, verdankt es seiner Transitlage. So reiste die halbe Welt seit jeher durch. Nur war früher das Tempo humaner. Die Reisenden hielten sich auf. Pferde mussten gewechselt werden. Während die Fahrgäste lustwandelten. Sich am Wechsel der Landschaft ergötzen. Erst die Beschleunigung degradierte das Tal zum Korridor.

Im bündnerischen Bergell leben heute 1300 Menschen, im katholischen Valchiavenna 8000. Inzwischen haben sich die wirtschaftlichen Verhältnisse austariert. Trotz Billiglöhnen generiert das Grenzgängertum, Transmissionsriemen der Engadiner Tourismusindustrie, flüssiges Geld und relativen Wohlstand im Valchiavenna. Der kulturelle Austausch über die Grenze bleibt indes minim und marginal.

Tor zur Welt: Das Bergell hat es nicht eilig, bei Italien anzukommen. Aber der Taldrift nimmt ein Ende. Die Kurven und Kehren bleiben definitiv zurück. Chiavenna befreit vom Bedrückenden. Noch liegt keine südliche Weite in Sicht. Noch fusst das Gebirge mächtig am Rande des Städtchens. Nur die alpine Rauheit scheint etwas gewichen. Weil Oleander, Palmen und Zypressen die klimatischen Vorzüge spiegeln. Und die Natur etwas üppiger gedeiht.

Das Städtchen verströme keine Idylle. Keine Romantik. Sagt Bruno Ritter, der Pendler. Aber für ihn beginne hier die Welt. Hier fand er seine Mäzene. Die kreierte ihm den Zugang zur Italianità. Zur italienischen Kunstszene. Vermittelten seine Entdeckung durch die renommierten Kunstkritiker Raffaele De Gada und Giovanni Testori. Einzelausstellungen zeigten seine Werke in Sondrio, Bellano und Milano.

Anders als in der rauheren Natur des Val Bregaglia findet das Leben in Chiavenna auf der Strasse statt. Auf der Via Dolzina ist Bruno Ritter kein Fremder. Nicht, dass sie das müssten, meint er.

«Aber die wenigsten wissen, was ich mache.» ┐

Andreas Bellasi, 1951 in Zürich geboren. Lebt in Graubünden. Journalist und Autor. Veröffentlichte verschiedene Bücher, darunter die Romanbiografie *Borromini* (1997); zuletzt hat er *Höhen, Tiefen, Zauberberge; Literarische Wanderungen in Graubünden* (2004) herausgegeben. Andreas Bellasi wurde 2006 mit dem Bündner Literaturpreis ausgezeichnet.

Bruno Ritter: www.brunoritter.it

Rund um den Bodensee Eine literarische Topographie

Bernadette Conrad

Im Bodenseeraum hat sich so etwas wie eine literarische Region herausgebildet. Mit ihren eigenen grenzüberschreitenden Strukturen, Gesetzen und Texten. Die in Konstanz sesshafte Literaturkritikerin Bernadette Conrad hat Land und Leute, See- und Satzspiegel besucht |

«Sicher, wir leben in einem ›Gunstraum‹, wie der Ausdruck der Kulturgeographen lauten würde – aber müssen wir uns das deshalb ununterbrochen in einem Ton sagen lassen, der nicht den mindesten Mut erfordert?» An Schönheit war nie Mangel im Kunst- und ›Gunstraum‹ Bodensee, den Manfred Bosch in seinem Buch *Mein Bodensee* mit kritischer Liebe als eine auf aussergewöhnliche Weise von Klima und malerischen Ansichten geprägte Landschaft beschreibt. Und auch kein Mangel an literarischen Versuchen, diese Schönheit mutig, ja unromantisch anzusehen: «Platt und blau liegt der Bodensee mit dickem, nach Süden hängendem beinlosen Rumpf und streckt seine missgebildeten Armstummel nach Westen. Schiffe wie Schimmel. An der südlichen Achsel des kopflosen Torsos liegt, gespickt ins Schweizer Ufer, Konstanz.» (Hermann Kinder, *Himmelhohes Krähen-geschrei*).

Manfred Bosch und Hermann Kinder können sich den kritischen Ton erlauben, sie sind zwei der treuesten Statthalter einer ›Literatur am See‹ und seit Jahrzehnten in der literarischen Szene der Gegenwart tätig.

Wo aber fängt diese Gegenwart an? Gibt es überhaupt Anfänge, die nicht die Fortsetzung von etwas anderem sind? Manfred Boschs Standardwerk *Bohème am Bodensee*, das in grosser Präzision die literarische Lage vor Ort erkundet, konzentriert sich auf die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts. Und was war danach? Der wichtigste Einschnitt sei die Gründung der Universität Konstanz 1966 gewesen, meint Jörn Laakmann, langjähriger Kenner der Szene, sie zog junge Intellektuelle an, veränderte das Klima in der «schönen schäbigen Provinz».

«Nein – der Einschnitt, das war 1968, als Martin Walser nach Nussdorf zog», hält Oswald Burger dem entgegen. Burger ist Leiter des *Literarischen Forums Oberschwaben* und wie Bosch und Kinder Literaturaktivist am See.

Oder fing die literarische Gegenwart doch schon 1967 an, als der Landrat Walter Münch in Wangen das *Literarische Forum Oberschwaben* installierte?

«Komm, lass uns stolz sein auf seine Schwierigkeit,/Uns tut er gut./Bloss haben wir Angst, dass ihm der Sprit ausgeht,/dem Verschwender.»: Als Martin Walser 1977 ein kleines Lobgedicht auf Walter Münch schrieb, war er selbst längst berühmt. Den Titel des ›Patrons‹ und die Rolle des geistigen Übervaters des gesamten literarischen Bodensees verdankt Walser aber vor allem seinem starken Engagement für jüngere Schreibende und für die Szene selbst. «Walser war der Kollege, der Förderer», erinnert sich Manfred Bosch, «jemand, der sich beispiellos und unberechnend für andere Autoren eingesetzt hat.»

Und nun feiert das *Literarische Forum Oberschwaben* schon sein vierzigstes Jubiläum. Der Grundidee, sich einmal jährlich zu treffen, um einander neue Texte vorzulesen und sich gegenseitig der schonungslosen Kritik auszusetzen, ist man treu geblieben, ebenso dem würdigen Treffpunkt, dem Ratssaal im oberschwäbischen Wangen. Eine Werkstatt zu gründen, in der sich auch über Landesgrenzen hinweg so etwas wie eine gesamt-alemannische Mentalität finden und ausdrücken lässt – dies sei Walter Münchs Anfangsidee gewesen, meint Oswald Burger, der Münch 1992 in der Funktion des Leiters ablöste. Wobei der ›alemannische Raum‹, in dem die rund 400 Forum-Autorinnen und -Autoren leben, von Zürich bis Stutt-

gart, von Freiburg bis München reicht – immer mit dem Gravitationspunkt Bodensee: «Was aber bleibt, ist der Rückweg. Von Wangen hinab ist es leichter als nach Wangen hinauf. Ein Gleiches gilt auch für Berg. Dank, oh Herr, dass der See tief liegt, selbst wenn er lächelt». (Hermann Kinder, *Die schönsten Radtouren*)

Eine literarische Weltmitte: Die Liebe Heimat Bodensee. Ob jemand als Schreiber von hier abstammt wie Peter Renz, oder als Autorin hierherkommt wie Zsuzsanna Gahse, ob jemand hier erst zum Schriftsteller wird wie Hermann Kinder, Jochen Kelter, Peter Salomon und ungezählte andere, oder ob jemand als Schriftstellerin hierher zurückkehrt wie Lena Kugler: Die Bodenseelandschaft bleibt niemandem gleichgültig; sie wächst vielmehr auf unterschiedlichste Art in die literarischen Werke hinein.

Seit ihrem vierzehnten Altersjahr sei der Bodenseeraum für sie die Mitte der Welt, sagt die aus Ungarn stammende und schon gut fünfzehn Jahre am See lebende Zsuzsanna Gahse. Sich von drei deutschsprachigen Ländern umgeben zu fühlen, sei ein prägendes Kindheitserlebnis gewesen.

Für Lena Kugler, die in Singen, zehn Kilometer vom See, zur Schule ging, war es die Grenzregion, in die sie zurückwollte: «Ich lebe gern an Grenzen. Das war ein entscheidender Grund, von Berlin hierher zurückzukehren. Das Enden von Ländern, das Anfangen...» – Vielleicht, meint Lena Kugler, habe das auch mit ihrem Vater zu tun, der als Flüchtling in der Schweiz leben durfte, ohne aber je eingebürgert zu werden. In ihrem Buch *Wieviele Züge* schreibt sie: «Sie könnte sich wieder an die Kreuzung stellen, die Farben der vorbeifahrenden Autos mit ihrem Daumen aufspiessen und warten, bis sie jemand mit zur Grenze nähme. Sie könnte noch einmal in den Schnellimbiss gehen, sich an den äussersten Tisch am Fenster setzen, die roten Gardinen beiseite schieben und sich den Blick zwischen den zwei Zollhäuschen einspannen lassen; sich wieder vorstellen, wie die Grenze und das Niemandsland an diesem Tisch durch sie hindurchliefen, schäumend und ein wenig süß wie das «Export», das sie immer bestellt hatte.»

Manfred Bosch erzählt, wie es einem ergehen kann, der in den 1960er Jahren in Radolfzell aufwächst und alles dafür hergibt, dieser Enge zu entkommen, der schliesslich nach München entweicht, nur um sich dort «in drei bis vier Heimatvereinen wiederzufinden. Eine Leerstelle festzustellen, die gefüllt werden wollte. Heimat entdecken als einen Begriff, der gerettet gehört».

«Bin stets in mein fremd heimatliches, heimatlich fremdes Schlupfloch im Thurgau, wo die Reichsgötter draussen blieben, zurückgekehrt», schreibt Jochen Kelter, der seit 1969 als Deutscher am Schweizer Ufer lebt. Und auch für Peter Salomon wird die (angenehme) Heimat zum «Rückzugsgebiet»: «Der erste heisse Tag im Mai/(...) Ich fahre rückwärts/ Durch die Sommerlandschaften:/Ortenau, Hegau, Bodensee –»

Wogegen der Blick Ernst Köhlers auf Konstanz zugleich nostalgisch und nachdenklich scheint: «Unsere Stadt ist, wie Sie wissen, sehr alt und sehr schön. (...) Es gibt hier ja nicht diese dumpf dahinvegetierenden Massen (...) es gibt hier überhaupt nicht diesen sozialen Zerfall grossen Stils, der sie gebiert und der heute in vielen Teilen der Welt bereits die letzten Enklaven geformten, zivilisierten urbanen Lebens bedroht. Hier ist Europa noch, was es einmal war, möchte ich sagen. Gewisse Leute behaupten zwar, dass man hier verblöde. Aber sie bleiben. Sie bleiben alle.» (Aus: *Und er kommt und findet sie schlafend*)

Regional, national, international: Dass man über Grenzen hinweg dichtet und denkt und sich entsprechend organisiert, ist am literarischen Bodensee keine Frage. Internationalität ist hier der inspirierende Normalzustand. Meistens. Woraus aber keineswegs folgt, dass sich ein Autor, eine Autorin zugleich regional verankert:

Ist dieses aussergewöhnliche Aufblühen einer literarischen Szene am See in den 1970er und 1980er Jahren – mit Martin Walser als engagiertem spiritus rector – vielleicht einem historischen Moment zuzuschreiben, der heute überholt ist? fragt sich Ulrike Längle, lange Zeit selbst als Autorin in Dichterkreisen um den See tätig. Längle ist Mitgründerin und heute Leiterin des seit 1984 bestehenden *Felder-Archiv* in Bregenz, eine Institution, die auch als Vorarlberger Literaturhaus fungiert.

«Das Alemannische ist nicht mehr so wahnsinnig in Mode», sagt sie und ergänzt, dass die Autoren des literarisch aufstrebenden Vorarlbergs – so etwa Michael Köhlmeier, Arno Geiger oder Robert Schneider – sich nur begrenzt oder gar nicht im Bodenseeraum regen. «Ist es wirklich so weit her mit der Internationalität», zweifelt Längle, «oder orientieren sich Autoren eben doch meist in ihrem Land an einer nationalen oder internationalen Tradition, und erst in zweiter Linie im geographischen Herkunftsraum?» Und bildet sich dies nicht auch in den öffentlichen Strukturen ab: Vorarlberger Autoren tauchen im Programm des schweizerischen *Emanuel von Bodman-Hauses* kaum auf, stellt Längle fest; überhaupt erscheint ihr die Öffnung für das Internationale auf der Schweizer Seite am schwerfälligsten. Was aber nur begrenzt stimmt.

Die schwerfällige Schweiz?: Die 1991 von Beat Brechbühl und Jochen Kelter gegründeten, bald auch von Elke Bergmann mitgetragenen *Frauenfelder Lyrikstage* im Eisenwerk Frauenfeld waren im ganzen deutschsprachigen Sprachgebiet das zweite Lyrikfestival überhaupt! Die holländische Lyrik habe ihn damals fasziniert, erinnert sich Beat Brechbühl, und für die Organisatoren galt sowieso ein klar internationales, nicht regionales Konzept. Nicht zufällig entstand im selben Zeitraum die *Thurgauer Kulturstiftung* – im Zuge des Schweizjubiläums von 1991 war etwas mehr Geld für die



Le Musée du Point de Vue, Jean-Daniel Berclaz



Kultur gesprochen worden. Brechbühl, selbst Autor und Gründer des kleinen Verlags *Im Waldgut*, erwägt nun sogar ein weiteres Lyrikfestival im Ostschweizer Raum. Die *Frauenfelder Lyrikstage* werden mittlerweile nicht mehr von ihm und Kelter kuratiert, 2005 war es Klaus Merz, 2007 ist es Markus Bundi.

Denkt man an jene Schweizer, die vom See oder mindestens von seinen Rändern stammen oder heute dort leben, an Autoren, die längst über die Grenzen ihres Landes hinaus bekannt geworden sind – an Peter Stamm aus Weinfelden, Markus Werner bei Schaffhausen, der soeben den Bodensee-Literaturpreis erhielt, und an den Wortartisten Christian Uetz aus Romanshorn, der 2005 mit dem Thurgauer Kulturpreis geehrt wurde –, so sieht das Schweizer Ufer plötzlich alles andere als unfruchtbar aus. Berücksichtigen müsste man dabei auch, dass der Schweizer Blick auf die Bodenseeregion, oder auf seinen Teil daran, sowieso ein ganz anderer ist als der deutsche, der sich voller Stolz auf seine «südlichen Gestade» richtet. Der Thurgau, St. Gallen und Appenzell als die seerächsten Kantone in der Eidgenossenschaft zählen dort kulturell eher zur vernachlässigten «Provinz» und bleiben den grösseren Ballungszentren und der mondänen Westschweiz nachgeordnet. Vielleicht ist auch das ein Grund für die deutsche Dominanz in der das Alemannische fördernden Szene. Für Vorarlberg gilt, so Ulrike Längle, dass es weit weg von Wien und mit seinen 340 000 Einwohnern zwar auch Provinz, aber eher die «kleine, feine, kulturell spannende» Provinz sei.

Clubs und Schiffe: Als literarische Institution schrieb sich der 1950 gegründete *Internationale Bodensee-Club IBC* das Grenzüberschreitende auf die Fahnen. Seine *Droste-Tage*, die alle drei Jahre in Meersburg stattfinden, sind ausdrücklich Literatinnen vorbehalten. Der fünf-, manchmal sechsmal im Jahr angesetzte *Jour fixe* macht es sich zur Aufgabe, die noch nicht allzu bekannten Autoren zu Gehör zu bringen, und dies auf der schönen alten Meersburg und mit grosszügiger Unterstützung der Schlossfamilie Naessl-Doms.

Wortwörtlich geographische Grenzüberschreitung betreibt der IBC, seit er jeden September zum Kreuzen auf internationalem Gewässer einlädt – mit dem Schiff der *Litera-Tour*, das jeweils hochkarätige Gäste an Bord nimmt. Der leider früh verstorbene Schweizer Dichter Hermann Burger hat mit *Gegenbö auf dem Narrenschiff* den vielleicht schönsten, zumindest komischsten Text über die Anfänge dieser literarischen Institution geschrieben: «Dicht bei dicht drängte sich das geneigte Publikum in der nussdorfbraun getäfelten Kapitänsmesse, Martin Walser in lindengrünem Leinen und roten Hosenträgern stieg erst in Meersburg zu, mit ihm kam das Fernsehen, ein Team des ORF, Frau Hella Baumstark, Ortsvorsitzende des Bodensee-Clubs Konstanz, verlas

die Entschuldigungen, sogar Marcel Reich-Ranicki hatte abgesagt, das erste Bier kriegten wir nach einer Dreiviertelstunde, es wurde auch gleich abkassiert, in Schweizer Währung zum Kurs von eins zu eins (...) Hella Baumstark entschuldigte sich für die mikrophonische Dauerpanne mit dem Hinweis darauf, dass der dafür verantwortliche Mann in Konstanz die «MS Überlingen» verpasst habe und vergeblich versuche, mit einem Schnellboot nachzukommen, wir müssten uns halt zusammennemen und so laut bellen wie sie. Also, schrie Martin Walser in den Saal, dieweil ein Gewitterregen niederprasselte. Als ich mal eine Lesung in Manhattan hatte, fragte mich eine deutsche Germanistin nach dem Programm, ich antwortete, es handle sich um einen Text, der eine Bahnreise von Stuttgart nach Singen schildere und in dem Satz gipfle: Wenn man nach Singen fährt, muss man sich auf Radolfzell gefasst machen. Die Germanistin prophezeite, damit würde ich in Manhattan nicht ankommen, als ich sie dann fragte, woher sie stamme, sagte sie: aus Pfullendorf.»

Konferenzen und Dichtergesellschaften: Die Internationalität musste also nicht erst von der *Internationalen Bodensee-Konferenz* erfunden werden, wenngleich diese, vor allem auf der Ebene der Fördergaben, wichtige Unterstützung leistet. In der IBK haben sich die neun Länder oder Kantone um den See herum zu einem «Netzwerk im Hintergrund» zusammengenagt, wie der Vorsitzende der Kommission Kultur, Werner Grabher, meint. 80'000 Franken werden jedes Jahr an die Preisträger in verschiedenen literarischen Genres vergeben, und zudem wird jährlich ein grosses Kulturforum organisiert, das sich aktuellen Fragen annimmt wie z.B. «Brauchen wir in Vorarlberg ein zentrales Literaturhaus?»

Unterdessen wird in Dichterkreisen oder «Dichtergesellschaften» unermüdlich weiter über Literatur diskutiert. Walter Neumann und Zsuzsanna Gahse initiierten Anfang der 90er Jahre eine neue Gruppe, nachdem es die Regionalgruppe des Verbandes deutscher Schriftsteller VS nicht mehr gab. Einmal mehr öffnete der Literaturfreund Vincent Naessl-Doms die Pforten des alten Schlosses, und so trifft sich zweimonatlich die *Meersburger Autorenrunde* als verschworener Kreis geladener und angemeldeter Schriftstellerinnen und Schriftsteller zum Lesen und Diskutieren.

Allmende und Libelle: Und schliesslich gibt es seit 1981 auch noch *Allmende. Zeitschrift für Literatur*, die versucht, «Autorinnen und Autoren aus dem alemannischen Raum in literarischen Texten, Essays, Aufsätzen zu Wort kommen zu lassen», (Manfred Bosch). Auch für die Mundart wurde damit ein Forum geschaffen.

Die Vorstellung, eine «aufgeklärte Heimatzeitschrift» könnte eine empfindliche Leerstelle füllen, brachte Bosch 1978 mit Martin Walser zusammen. Und so wurde *Allmende* das «Zentralorgan der alemanni-

schen Literatur in Walsers Wohnzimmer geboren», erzählt Oswald Burger. *Allmende* greift weit aus – hier publizieren auch Peter Bichsel oder Arno Geiger, dessen ›Karriere‹ im Literarischen Forum anfang. Zu erwähnen wäre auch der im thurgauischen Lengwil beheimatete *Libelle-Verlag* von Ekehard Faude und Elisabeth Tschiemer, der in seiner ebenso entschiedenen wie gelassenen Art hochwertig eingeschätzte Werke hochwertig verlegt und damit einzig dasteht. Und wenn es sich dabei gar noch um regionale Ausgrabungen handelt wie etwa das Werk Fritz Mühlenwegs, umso besser, denn sonst stellt Regionalität allein für diesen Verlag kein Kriterium dar.

Wächst auch Neues? Erstaunlich, es sind Initiativen, die vor 25,30,40 Jahren starteten und auf der Grundlage eines gar nicht so kleinen harten Kerns noch immer weiterleben. Wobei sich die Frage stellt: War es das? Wächst auch Neues? Freilich: *Allmende* hat sich im *Forum Allmende* seit drei Jahren einen weiteren Ort gesucht, um mittels Ausstellungen im Hermann-Hesse-Haus in Gaienhofen die jüngere Literaturgeschichte aufzuarbeiten. Im schweizerischen Gottlieben ist auf Initiative von Jochen Kelter und unter aktueller Leitung von Zsuzsanna Gahse das *Emanuel von Bodman-Haus* dabei, sich als Literaturhaus der Region zu etablieren. Hermann Kinder initiierte mit der Uni Konstanz die Veranstaltung *Autor in der Region*, die jeden November zwei Wochen durch die Schulen und Buchhandlungen des Bodenseeraums tourt. Und Oswald Burger lädt zum *Wort-Menue* in Überlingen ein.

Dies alles sind Gefässe und Strukturen, die man auch schätzen kann, ohne an ihnen teilzunehmen, wie Lena Kugler meint. Sie, die als 18jährige im *Literarischen Forum Oberschwaben* las, später nach Berlin zog und vor sieben Jahren zurückkehrte, will ihren eigenen Weg gehen und nicht mehr Teil dieser Strukturen sein. «*Ich fühle mich wohl in ihrer Nähe*», sagt die 33jährige, «*und ich danke ihnen viel. Aber jetzt gehöre ich nicht mehr hinein.*»

Welche Nähe also ist echte Nähe? Wie täuschend sind die Bodensee-Bilderbuchansichten? «*Schon der Blick aus dem Fenster geht ins Ausland*», sagt Ulrike Längle, die das Grenzenüberschreiten nutzt und schätzt. «*Aber ist der See wirklich das grosse Verbindende oder nicht doch eher eine grosse leere Fläche, in die man alles hineinprojizieren kann?*» ┐

Bernadette Conrad, 1963 geboren und im nördlichen Deutschland aufgewachsen, gehört seit 1986 zu jenen ›Zugereisten‹, die im Bodenseeraum etwas wie Heimat fanden. Sie arbeitet als Literaturkritikerin und freie Autorin für die *Neue Zürcher Zeitung*, *Die Zeit*, *du*, u.a.m., – und dies alles von Konstanz aus, wo sie mit ihrer Tochter lebt.

Bühnenwechsel

Ein Kabarettist zwischen Liechtenstein und der Schweiz

Roswitha Feger-Risch im Gespräch
mit Ingo Ospelt

So gross kann der Unterschied zwischen Liechtenstein und der Schweiz nicht sein, glaubt man landläufig. Doch der Rhein trennt Welten voneinander. Der Doppelbürger, Schauspieler und Kabarettist Ingo Ospelt lebt im Kulturtransfer I

Roswitha Feger-Risch: «Wir sind hier nicht in der Schweiz. Noch nicht!», sagten Sie einmal im LiGa (Das Liechtenstein Gabarett). Sie sind Liechtensteiner, aber Sie leben bereits längere Zeit mit Ihrer Familie in der Schweiz. Warum?

Ingo Ospelt: Nach der Schauspiel Akademie in Zürich arbeitete und lebte ich mit meiner Frau Eveline Ratering sieben Jahre in verschiedenen Städten Deutschlands. Aus privaten Gründen und weil wir in Zürich sozial und beruflich sehr gut verankert sind, haben wir uns dann entschlossen, in die Schweiz zurückzukehren. Heute leben wir in unserem Haus in Uster, unserem Ruhepol, und arbeiten als freischaffende Theatermenschen vorwiegend in der Deutschschweiz und in Liechtenstein.

Sie sind aber in Liechtenstein aufgewachsen. Ihr Vater ist Liechtensteiner, Ihre Mutter Deutsche, Ihre Frau Schweizerin. Welche Sprache sprechen Sie mit Ihren Kindern?

Wir sprechen zu Hause hochdeutsch, sogar mit den Haustieren. Das kommt zum Teil von unserer Zeit in Deutschland, zum anderen Teil ist meine Muttersprache Deutsch. Ich habe auch in der Schule nie Liechtensteiner Dialekt gesprochen, das lernte ich erst für die Auftritte im LiGa. Schweizerdeutsch lerne ich jetzt gerade. Ich weiss nicht, was meine Heimat ist – ein sehr moderner Zustand, finde ich. Es wird für mich zusehends schwieriger, Heimat mit einem Ort zu verbinden. Die Stellen in Liechtenstein, die ich früher für meine Heimat gehalten habe, haben sich verändert, bis zur Unkenntlichkeit teilweise. Aber auch wenn ich in Liechtenstein keine Orte mehr habe, die bei mir Heimatgefühle hervorrufen, so schöpfe ich aus meinen Erinnerungen wie aus einer Ursuppe.

Welche Vorteile hat das Leben in der Schweiz für Sie?
Als Schauspieler könnte ich in Liechtenstein nicht leben. Wäre ich ein Weltstar wie einst Oskar Werner, der sich nach einem grossen Filmprojekt nach Liechtenstein zurückgezogen hat, sähe das vielleicht anders aus. Ich lebe und arbeite gerne in Zürich, die Stadt liegt für mich sehr zentral. Ich mag Zürich, seine Geschichte, seine Internationalität. Seit drei Jahren bin ich Doppelbürger. Ich wollte dort wählen dürfen, wo ich zu Hause bin.

Dennoch treten Sie in Liechtenstein als Kabarettist und Schauspieler oft auf und machen auch Regiearbeit.
Ich bin viele Jahre gar nicht in Liechtenstein aufgetreten. Es hatte sich nicht ergeben. Das hat sich dann mit dem LiGa und meinen Soloprojekten geändert. In Liechtenstein interessieren mich vor allem Geschichten, die einen Bezug zum Land haben, die eine Geschichte aus oder über Liechtenstein erzählen. Zu den Stücken *Wie der Hagsticker dreimal die letzte Ölung bekam* und *Die Goldene Boos* kommt heuer das Stück *Wohin?* dazu, das in Vaduz anfängt und in der Welt endet. So hat sich sogar eine Trilogie zu diesem Heimatthema ergeben. Eine Art Aufarbeitung von Geschichte und dadurch eine Aufarbeitung meiner Geschichte.

Ist die Arbeit in Liechtenstein anders als in der Schweiz?
Geht es um die Produktion eines Stückes, habe ich in Zürich ein grösseres Netz, auf das ich zurückgreifen kann. Die Prozesse von der Idee bis zur fertigen Produktion spielen sich dort professioneller ab als hier. Auch was die staatliche oder kantonale Förderung eines Stückes betrifft, gibt es grosse Unterschiede. In Zürich gibt es ein klares Leitbild zur



Le Musée du Point de Vue, Jean-Daniel Berclaz

Förderung von Theaterproduktionen, diesem muss man entsprechen. Eine Grundvoraussetzung für die Förderung ist zum Beispiel, dass man einen Spielort angeben kann. Über die Förderung befindet ein Gremium von vier Theaterfachleuten. Selbstverständlich ist die Konkurrenz in Zürich viel grösser. In Liechtenstein geht es da um einiges pragmatischer zu. Wenn der Finanzplan stimmt, ist schon viel im Trockenen. Dafür ist ein Antrag in Liechtenstein meistens schneller geprüft als in der Schweiz. Man kennt sich eben.

In Liechtenstein wird traditionell die überdurchschnittliche Kulturförderung gelobt oder beklagt. Ist die Förderung hier wirklich so grossartig?

Sie ist nicht schlecht, aber verbesserungsfähig. Heute erhalte ich vom Land gute Unterstützung. Gute Mittel der liechtensteinischen Kulturförderung sind beispielsweise das Werkjahr, oder ganz neu, das Atelier in Berlin. Was fehlt, ist eine inhaltliche Diskussion über die einzelnen Projekte. Das liegt grösstenteils an der Zusammensetzung des Kulturbeirates, der ja ein Laiengremium ist. Ausserdem werden Laien und Profis immer noch aus dem gleichen Topf unterstützt. Das soll jedoch in naher Zukunft professionalisiert werden.

Unterscheidet sich ein Auftritt in Liechtenstein von einem Auftritt in der Schweiz?

Das Auftreten in Liechtenstein macht besonders im Kabarett Spass, weil sich in unserer kleinen Gesellschaft immer jemand angesprochen fühlt. In Zürich geniesse ich das Spielen vor einem unvoreingenommenen, neutralen Publikum.

Sehen Sie Liechtenstein und die Schweiz als zwei verschiedene Länder oder eher als eine Kulturregion?

Oh, für mich gibt es da grosse Unterschiede! Ich sehe die beiden Länder als verschieden an. Sie sind politisch und gesellschaftlich ganz anders strukturiert. Die Gesellschaft Liechtensteins ist sehr, sehr klein und noch stark von der Trinität Gott, Fürst und Vaterland geprägt. Von einer einheitlichen Kulturregion kann ich hier nicht sprechen. Meine Frau ist da allerdings anderer Meinung.

Trotzdem arbeiten Sie auch in Liechtenstein selbstverständlich mit Schweizern zusammen.

Ja, natürlich. Genauso wie die Schweizer mit mir in der Schweiz zusammenarbeiten.

Gefällt Ihnen das Hinundher zwischen der Schweiz und Liechtenstein?

Ich finde es im Denken erholsam und interessant, schon von meiner Persönlichkeit her. Das hat auch damit zu tun, dass ich hier und dort ganz verschiedene Stücke spiele. In Liechtenstein spiele ich Stücke mit Bezug zur lokalen Geschichte oder politisches Kabarett. In der Schweiz spiele ich eher zeitgenössische Sachen. So habe ich gelernt,

schnell zwischen unterschiedlichen Aufgaben zu wechseln, und das ist sehr wichtig. Ich bin zufrieden.

Sie und Ihr Bruder Matthias Ospelt, Autor, geniessen in der Schweiz als Liechtensteiner einen hervorragenden Ruf. Die NZZ schrieb über Sie: «Glückliches Land am Rhein, das Bürger wie die Ospelts besitzt!»

Die Kritik bezog sich auf das Kabarett. Das hat vermutlich einerseits mit der Häme des grossen Nachbarn gegenüber dem kleinen Liechtenstein zu tun, zum anderen aber auch mit einem grossen Respekt gegenüber unserer Arbeit als Kabarettisten. In Liechtenstein galten wir ja auch als Nestbeschmutzer. Zudem gab es zu der Zeit in der Schweiz noch keinen so grossen Kabarett-Boom wie heute, wo beispielsweise ein Simon Enzler, als Appenzeller und Schweizer, seine eigenen Leute scharf beobachtet. In Liechtenstein hat das Kabarett gerade durch die Kleinheit der Gesellschaft sehr gut funktioniert. Das ist der grosse Unterschied zur Schweiz. ─

Der Schauspieler und Kabarettist Ingo Ospelt ist in Vaduz aufgewachsen und lebt heute in Uster.

Roswitha Feger-Risch arbeitet und lebt als Kunsthistorikerin und freie Journalistin in Liechtenstein, Vaduz.